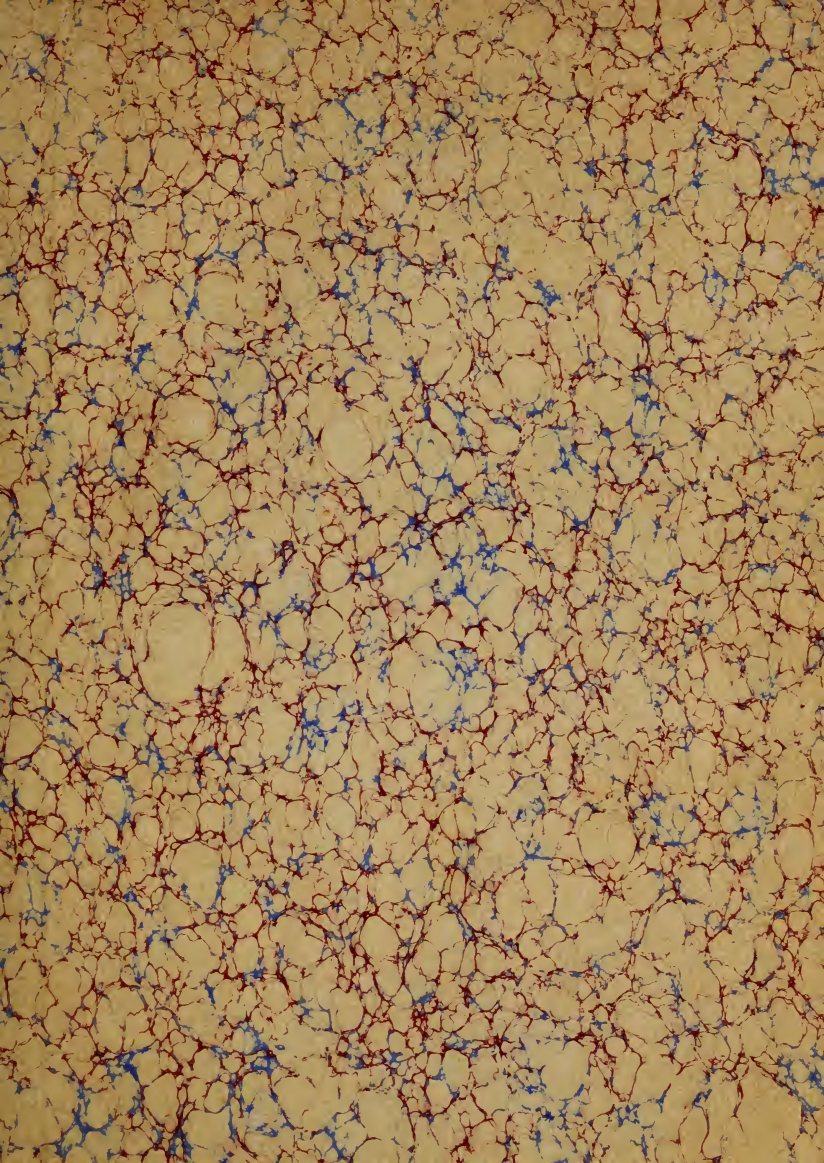


Die

Debardeur-Tini.

Roman

aus dem

Wiener Leben

von

Adolf Schirmer.

Wien.
Heinrich Spitzer.
1864.

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.

RBR
Juntz
#193

Die Debardeur-Tini.

Erstes Capitel.

Der Schuß.

Eine Faschingswoche war vorübergerauscht. Die ganze Residenz schwamm in Entzücken.

Und wo ein Häuflein Menschen sich zusammenfand, da ging es lustig her.

Dieses war auch in einem Hause der Fall, das in einer Vorstadt und Gasse liegt, die wir nicht näher bezeichnen wollen, um nicht an dem lieben Frieden der Welt — der ohnehin stark wackelt — zu rütteln.

Im zweiten Stock des alten baufälligen Hauses hatte ein junger Künstler, ein Maler, eine Wohnung inne, und dort war es, wo um die zehnte Abendstunde eine kleine Gesellschaft fröhlich lärmte. Diese bestand aus fünf jungen Mädchen und eben so vielen Herren.

Eine ziemliche Anzahl Flaschen, die auf und neben dem Tische stand, an dem die Gesellschaft zechte, und die erhitzten Gesichter fast Aller bewiesen, daß man dem Wein wacker zugesprochen habe.

Eines der jungen Frauenzimmer, unstreitig die Schönste und Eleganteste, sah ziemlich bleich aus. Ihre Bläße konnte aber durchaus nicht eine kränkliche oder unangenehme genannt werden, diese hob vielmehr in interessantester Weise die Feinheit der ebenmäßig geformten Züge. Die großen lebensprühenden schwarzen Augen des Mädchens verriethen Leidenschaft, aber es blitzte auch zu Zeiten, und immer versteckt, ein Etwas daraus hervor, das auf Selbstsucht, auf Starrheit des Gemüthes schließen ließ.

Dieses Mädchen, obgleich fast bis zum Uebermaß ausgelassen, hatte schon durch mehrere Stunden ihre Sinne nüchtern erhalten, und doch mit großer Geschicklichkeit so gethan, als gebe sie sich unbefangen den Freuden der Tafel hin, sie hatte nur wenig getrunken und sogar einige Male hinter dem Rücken der Andern den Inhalt ihres Glases auf den Boden geschüttet, dann aber scherzend von Neuem Wein begehrt.

Ihr eigenthümliches Betragen war von Keinem gewahrt worden, selbst nicht von ihrem Geliebten, dem jungen Maler, bei dem man zechte.

Dieser, ein hübscher Mensch, ebenfalls blaß, doch mit etwas verlebten Zügen, saß nicht an der Seite des Mädchens, sondern ihr fast gegenüber.

Sein Wesen verrieth sich steigernde Gereiztheit, seine dunkeln, von einem leichten Ringe umschatteten Augen irrten von Zeit zu Zeit herausfordernd trotzig zu der übermüthig Lachenden hinüber, als suche er Händel mit ihr. Er strich sich wiederholt das lange, schwarze Haar und stürzte ein Glas nach dem andern hinunter. Wenn er auch lebhaft sprach und hin und wieder fast lauter als die Andern lachte, so richtete er doch selten das Wort an seine Geliebte, die seine Gereiztheit nicht zu bemerken schien.

Gerade als die Fröhlichkeit am lautesten tobte, sprang er plötzlich auf.

„Ich denke, jetzt wird es Zeit, daß wir aufbrechen!" sagte er in einem Tone, der scherzend war und doch Ungeduld verrieth.

„Wir kommen ja noch viel zu früh auf den Maskenball!" versetzte eine üppige Blondine.

„Wir unterhalten uns hier sehr gut, wir bleiben!" riefen die übrigen Mädchen ausgelassen durcheinander, und sie wurden durch kräftige Zustimmungen der Freunde des jungen Malers unterstützt.

„Nun wohl," sagte dieser, immer im erzwungenen Tone des Scherzes, „so wird die Klara hier wenigstens nichts mehr trinken!"

Und indem er so sprach, trat er hinter den Sessel des blassen schönen Mädchens und nahm ihr das Glas aus der Hand, das einer der Herren im Begriff stand zu füllen.

Klara wendete sich hastig zu dem Geliebten herum. Der Blick, den sie auf ihn schoß, glich einem Dolchstoße. Im nächsten Momente aber schien sie sich zu besinnen. Sie brach in ein Gelächter aus.

„Ah," rief einer der jungen Männer, „jetzt wissen wir's, der Eifersüchtige will uns in unserer Gemüthlichkeit stören, weil er einen Auftritt wie den vorgestrigen im Dianasaal befürchtet!"

„Ich bin nicht eifersüchtig," entgegnete der Geliebte Klaras, indem er versuchte eine leichtfertige Miene anzunehmen, „aber ich will nicht, daß Klara durch ihr herausforderndes Benehmen mich vor Andern kompromittire!"

„Du kompromittirst Dich selber, Paul!" erwiderte das Mädchen lustig. „Wer sonst noch als Du wird denn glauben, daß mich der Herr von Frühdorf ernstlich interessire?"

„Es ist genug, daß Du es ihn hast glauben machen, daß er nun überall hinter uns herzieht und mich für den Gefoppten hält!" fuhr Paul in der frühern Weise fort. „Und weiß man's denn, ob nicht —"

„Ihr seht," unterbrach ihn Klara, sich zu den Andern wendend, „er möchte wieder mit mir anbinden! Er weiß schon nicht mehr, was wir einander vorgestern erst geschworen haben! Ich will Dich an Deine Worte erinnern, Paul, und noch mehr," fuhr sie voll Ausgelassenheit fort, „ich fordere Dich jetzt obendrein auf, sogleich Deinem Schwur nachzukommen, denn Du hast unsern

Kontrakt verletzt! Gibst Du mir gegründete Ursache zur Eifersucht, Klara, so hast Du gesagt, dann habe ich das Recht, Dich zu tödten, quäle aber ich Dich je wieder ohne Veranlassung, so schieße ich mich auf der Stelle nieder! Wir haben das beschworen und durch Champagner besiegelt. Du hast soeben Dein Wort gebrochen, Du wirst Dich also vor uns Allen hier sogleich mit Deiner ungeladenen Pistole erschießen, und bist dann als Todter durchaus nicht mehr berechtigt, hier ein Wort dreinzureden! Das ist," setzte sie hinzu, die Andern anblickend, „die beste Manier, ihn zum Schweigen zu bringen!"

„Ja, ja!" riefen zwei oder drei der Mädchen aufjubelnd, während die Männer lachten. „Er hat gesündigt, er muß sich erschießen!"

„Hoho!" entgegnete Paul lachend, „sie hat früher gefehlt als ich, nach der Ordnung müßte sie ihr Leben lassen, denn ich traf sie diesen Abend, bevor Ihr hierher kamet, mit dem jungen Frühdorf, und das in sehr vertraulichem Gespräch."

„Habe ich nicht Jedem von Euch noch gestern gesagt," unterbrach Klara ihren Geliebten von Neuem, „daß ich den Frühdorf heute recht zum Besten halten werde? Paul hat also gefehlt und nicht ich, er muß sich daher erschießen, wir Alle verurtheilen ihn zum Tode! Nicht wahr?"

„Ja, wir Alle!" jubelten einige der Herren und Mädchen und stießen mit den Gläsern an, daß es klirrte.

„Nun, wenn mich alle Welt verurtheilt, da muß ich mich wohl kalt machen!“ sagte Paul, der durch die Zuversicht und den fröhlichen Uebermuth des Mädchens von ihrer Schuldlosigkeit sich zu überzeugen schien.

Während er dieses natürlicher als zuvor auflachend sagte, trat er zu einer Wand des Gemaches, an der ein paar Pistolen und zwei einander kreuzende Schläger hingen.

Paul langte nach jener Pistole, welche ihm zunächst hing.

„Halt!“ rief Klara vom Sessel aufspringend. „Die Pistole, welche Du dort nimmst, hat keinen Hahn, wir brauchen aber wenigstens einen Zündhütchenknall zu dem Selbstmord, das macht einen größern Effekt! Nicht wahr, Kinder?“

„Gewiß!“ antwortete lachend ein Theil der andern Gäste, an welche Klara die letzten Worte gerichtet hatte.

„Meinetwegen!“ warf Paul lachend hin, und nahm die andere Pistole von der Wand.

„Wo hast Du Deine Zündhütchen?“ fragte Klara zu einem Schubladkasten tretend.

„In der obersten Lade rechts!“ war die Antwort.

Klara zog die Lade auf, sie fand das sogleich, wonach sie gefragt hatte, und reichte nun dem Geliebten eine kleine Schachtel hin.

Paul entnahm derselben ein Zündhütchen und setzte es auf die Pistole, nachdem er den Hahn derselben gespannt hatte.

Und nun richtete er die Pistolenmündung gegen die Brust.

„Du zielst doch auf's Herz, mein Freund?“ rief Klara beinahe krampfhaft auflachend.

„Freilich!“ versetzte Paul belustigt — „Ihr wünscht vielleicht noch etwas?“

„Ja!“ rief einer der Gäste, ein vollbärtiger junger Künstler. „Daß Du die Pistole wieder auf ihren Platz hängst, Paul. Mit solchen Dingen treibt man keine Possen!“

„Wie sollte der Ritter vom Pinsel zu einer geladenen Pistole kommen?“ rief Klara überlaut lachend, indem sie ein gefülltes Glas ergriff. „Wir müssen unsere Exekution haben, nicht wahr, meine Freunde?“

„Ja, ja!“ jauchzten fast Alle.

„Nun denn, auf einen seligen Tod, Paul!“ rief das Mädchen, hob ihr Glas und setzte es an die Lippen.

Sie warf über das Glas hinweg einen scharfen, lauernden Blick auf ihren Geliebten.

In demselben Momente, als der Rand des Glases ihren Mund berührte, zuckte der Finger des jungen Mannes am Drücker der Pistole.

Ein Blitz erfolgte und unmittelbar darauf ein Krachen, wie von hundert explodirenden Zündhütchen.

Die Mädchen schrieen auf, die Männer fuhren von ihren Sesseln in die Höhe; der Tisch, an dem sie gesessen, stürzte um, mit allen Tellern, Gläsern, Flaschen.

Die zersprungenen Fensterscheiben des Gemaches klirrten nieder.

Dort, wo der junge Maler gestanden, wirbelte Pulverdampf auf und füllte das Zimmer mit Blitzesschnelle.

Der Geliebte Klaras aber lag auf dem Fußboden; seine Rechte hielt den Kolben der Pistole umklammert; über Weste und Rock träufelte Blut herab.

Einige Sekunden standen Alle rings wie von wahnsinnigem Schreck entgeistert. Dann heulten die Weiber, stürzten die Männer, bleich vor Entsetzen, zu dem regungslos Daliegenden.

Klaras Glas zersplitterte am Boden.

Sie wankte einen Schritt vorwärts, die Augen stier auf den Unglücklichen gerichtet, das Antlitz bis in die Lippen hinein geisterhaft farblos.

„Höll' und Teufel," schrie der Vollbärtige, den Körper des Malers in die Arme nehmend — „da haben wir's, die Pistole war scharf geladen — der Schuß ist durch's Herz gegangen!"

„Jesus, Maria!" kreischte Klara auf und schlug zu Boden.

Zweites Capitel.

Selbstmörder oder nicht?

Als Klara nicht weit von der Leiche ihres Geliebten niederstürzte, da schrieen die Mädchen von Neuem auf und rangen die Hände. Sie drängten sich angsterfüllt zu den Winkeln und Fenstern des Gemaches, vor dem Anblicke zurückschaudernd, der sich ihnen darbot.

Aber auch die Männer waren durch den jähen Schreck fast betäubt und so zu sagen rathlos. Einer kniete neben dem Unglücklichen und riß ihm die Weste und das blutgetränkte Hemd auf, der Zweite starrte scheu umher, der Dritte machte Miene, sich während der allgemeinen Bestürzung feigherzig fortzustehlen.

Alle, die Frauenzimmer wie die jungen Herren, waren durch die grauenvolle Katastrophe, die so plötzlich

und unerwartet mitten in den Taumel der Freude hereingebrochen, im Nu ernüchtert.

Von den Freunden des armen Paul war der Vollbärtige der Erste, welcher sich einigermaßen faßte. Er war derjenige, welcher neben der Leiche kniete. Er untersuchte die Wunde.

„Der hat sich teufelmäßig getroffen," murmelte er, „als hätt' er's wollen!"

„Ich laufe um einen Arzt," stammelte jener junge Mann, dem es darum zu thun war, mit guter Miene fortzukommen.

„Bleib', es ist nutzlos!" rief der Vollbärtige. „Dem Paul hilft Niemand mehr, er ist todt! Kommt, Freunde, helft mir die Leiche dort auf das Sopha tragen. Und daß sich Keiner von Euch entferne, wir müssen berathen, was unter diesen Umständen zu thun sein wird. Ihr Mädchen," setzte er hinzu, sich an die zitternden Frauenzimmer wendend, „steht doch der Klara bei! Bringt das arme Ding in die Kammer auf's Bett und verhindert, wenn sie wieder zu sich kommt, daß sie die Leiche sehe!"

Während die Männer der Aufforderung des Vollbärtigen Folge leisteten, mit ihm den Körper Pauls vom Boden aufhoben und zum Sopha trugen, schlichen die Mädchen verstört zu Klara heran, die regungslos auf dem Fußboden lag, diesem das Antlitz zukehrend.

Das Blut, welches neben dem Erschossenen eine Lache gebildet hatte, war über den Boden bis fast zur

Wange Klaras gerieselt. Eine große, hagere Brünette, mit hübschen, aber jetzt durch die Angst entstellten Zügen, war die Erste, welche dieses entdeckte. Sie zog die Geliebte Pauls von der Stelle fort, auf der sie lag.

Die anderen Mädchen, von denen die üppige Blondine selbst einer Ohnmacht nahe war, legten nun Hand mit an. Sie suchten Klara aufzurichten, deren Körper jetzt heftig zuckte.

„Wasser!“ preßte die hagere Brünette heraus. „Sie hat Krämpfe!“

Eines der Mädchen blickte auf die Verwüstung rings umher. Flaschen und Gläser waren zertrümmert, dort war weder Wasser noch Wein mehr, womit man Klara hätte beispringen können. Mit bebender Hand ergriff das Mädchen eines der beiden Lichter, die auf dem Schubladkasten brennend standen, und die schon zuvor mit der nun zerschmetterten Tischlampe die Beleuchtung des Zimmers gebildet hatten.

Das Mädchen stürzte zur Kammer. Bevor sie aber diese noch erreichen konnte, rang sich von Klaras Lippen ein gellender Schrei los.

Die Geliebte Pauls lag, halb aufgerichtet, noch in den Armen der sich um sie mühenden Freundinnen. Sie hatte bis vor wenigen Momenten die Augen geschlossen, die Zähne übereinander gebissen gehabt und geschnoben, wie der vom Krampf Befallene dieses thut. Jetzt aber starrte sie auf, ihr Blick schweifte, wie durch wilde Fieberfantasie gejagt, hier und dorthin; ihre Hände, die

krampfhaft geballt gewesen waren, streckten sich aus, als wollten sie ein fliehendes Gespenst erfassen. Ihre Brust keuchte laut.

Nun schoß ihr Blick zu dem Sopha hinüber, auf dem der Entseelte lag, und das die vor wenigen Minuten noch so ausgelassenen jungen Männer lautlos und erschüttert umstanden.

Ein neuer Schrei entrang sich der Brust des Mädchens, sie richtete sich völlig auf, entriß sich den Armen ihrer Gefährtinnen, taumelte vorwärts und warf sich über die Leiche.

Im nächsten Augenblicke aber sprang sie wieder empor.

„Ein Messer! Gebt mir ein Messer!“ schrie sie mit wilder Geberde, während Thränen über ihre aschfarbenen Wangen rannten. „Ein Messer, daß ich mich ersteche, ich bin die Ursache seines Todes, ich will sterben — sterben!“

Und das Mädchen bückte sich hastig gegen den Fußboden hin. Ohne Zweifel suchte ihr wirrer Blick unter den durch die Kerzen nur matt beleuchteten Trümmern der Teller und Gläser den Gegenstand, nach dem sie in der Raserei des Schmerzes begehrte.

Wieder war es der junge vollbärtige Künstler, der vor Allen am raschesten einen Entschluß faßte.

„Klara,“ rief er, das Mädchen an den Handgelenken ergreifend und emporziehend, „seien Sie vernünftig, um Gottes willen! Dem traurigen Scherze darf kein zweites

Opfer fallen! Sie sind an dem Unglücke so schuldlos wie wir!"

„Ich habe Paul angetrieben, das Mordwerkzeug auf sich zu richten!" ächzte Klara. „Lassen Sie mich los, Hermann!"

Und sie begann mit dem jungen Manne zu ringen.

„Klara," beschwichtigte dieser, indem er nun das Mädchen um so fester packte. „Sie dürfen nicht Hand an sich legen! Hat es nicht den Anschein, als sei es in der Absicht Pauls gelegen, sich umzubringen?"

Das Mädchen starrte den Sprecher an.

„Ja, ja," fuhr Hermann fort, „es ist nicht unmöglich, daß Paul längst auf eine Gelegenheit dachte, sich zu entleiben. Bei seinem excentrischen Charakter ist es denkbar, daß er sterben wollte, wie er gelebt hatte, im Kreise der Freunde, bei Mädchen und Wein. War er nicht jetzt lustig und im nächsten Augenblicke tiefsinnig, und quälte ihn nicht in letzter Zeit die Sorge um seine Existenz? Glich nicht die Eifersucht, mit der er Sie seit einigen Wochen verfolgt hat, plötzlichen Wuthausbrüchen? Und zeugt die scharfgeladene Pistole, von der er doch wissen mußte, daß sie geladen sei, nicht deutlich, daß irgend ein düsteres Vorhaben in seiner Absicht gelegen? Vielleicht lud er sie eines Tages mit dem Gedanken, Sie zu tödten, Klara!"

„O, hätte er das gethan!" wimmerte das Mädchen.

„Ich sage Ihnen, Klara," redete der junge Mann voll lebhafter Theilnahme weiter, „Sie dürfen sich nicht

anklagen; Paul hatte seit Wochen Augenblicke einer Geistesstörung, das muß jetzt doch Jedem von uns einleuchten, wenn wir es auch bis zu diesem grauenhaften Auftritte nicht ahnen konnten! Und für einen Wahnsinnigen wollten Sie sich das Leben nehmen, Klara? Sie haben Paul geliebt, Sie werden ihn beweinen, aber bald auch dem Himmel danken, daß er dem Unglücklichen, der vielleicht in nächster Zukunft dem Irrenhause verfallen wäre, jahrelange Leiden, ein elendes Dasein erspart!"

Der Vollbärtige hatte in eindringlichem, herzlichem Tone gesprochen und dabei die energischeste Ueberzeugung in seine Worte gelegt. Nun er zu Ende war, brach Klara zusammen. Sie preßte ihr Antlitz gegen die breite Brust Hermanns; man vernahm im Gemache durch einige Sekunden nichts als das konvulsivische Schluchzen des Mädchens.

Der junge Künstler winkte die erschüttert bald auf Klara, bald auf den Todten starrenden anderen Frauenzimmer zu sich heran.

„Führt sie nach ihrer Wohnung," sagte er mit weicher Stimme — „und verlaßt sie dort nicht. Keine von Euch wird ohnehin daran denken, heute noch einen Ball zu besuchen. Wir Männer müssen hier bleiben und berathen. Aber für Klara ist das hier kein Ort. Nehmt die Arme, sie vermag sich kaum aufrecht zu erhalten!"

Hermann machte das Mädchen von sich los.

Klara raffte sich auf; sie wollte zu der Leiche stürzen, aber man hielt sie davon ab.

Das Mädchen barg mit einem halbunterdrückten Schrei ihr Angesicht in ihre Hände. Sie ließ sich fortführen, als sei ihr Geist von Stumpfsinn umnebelt.

Hermann leuchtete den Mädchen bis zur Küche der Wohnung, die von Paul stets als eine Art Requisiten- oder Rumpelkammer benützt worden war, und wo sich jetzt auch die Hüte und Mäntel der Gäste befanden.

Dann kehrte der Künstler zu den Kameraden zurück, die im Zimmer bei der Leiche geblieben waren.

Diese jungen Männer erfüllte jetzt nebst einem gewissen Grauen fast nichts sonst als der Gedanke: Das ist eine fatale Geschichte, die am Ende noch unangenehme Folgen für uns haben kann; wären wir heute doch Gott weiß wo sonst gewesen, nur nicht hier!

Es geht schon so im Leben. Jenes Freundschaftsband, das gemeinschaftlicher Hang zum Genusse geschürzt hat, ist das lockerste. Die Freundschaften von heut zu Tage reichen überhaupt selten über das Tischtuch hinaus, an dem wir tafeln.

Hermann Lohfeld, der vollbärtige Künstler, dachte nicht so egoistisch, wie seine Kameraden. Seine gutherzigen, derben Züge standen mit seinem Gemüthe in vollständigem Einklang. Er war eine jener echten, urwüchsigen Naturen, die man nicht gar so häufig antrifft, und die dort, wo sie erscheinen, einen großen, energischen Einfluß auf ihre Umgebung ausüben.

Als er im Zimmer erschien, da stürzten ihm die andern jungen Leute entgegen.

„Was glaubst Du, wird man uns etwas anhaben können?“ rief der Erste.

„Wir werden am besten thun, Hermann,“ begann der Zweite, „wenn wir den Mädchen Stillschweigen auferlegen, hier Alles in Ordnung räumen und dann die Wohnung abschließen.“

„Thor,“ unterbrach ihn der Dritte, „halten denn Weiber reinen Mund? Sollen wir uns selber verdächtigen? Es ist infam von Paul, daß er uns in eine so verwünschte Situation gebracht hat! Hätte er sich nicht auch ohne unsere Gesellschaft erschießen können, wenn ihm so daran lag, dieses zu thun? Wir werden jetzt Laufereien bei der Polizei und tausend Unannehmlichkeiten haben!“

„Rede nicht so herzlos im Angesichte des Unglücks, August!“ entgegnete ihm Lohfeld ernst und bestimmt. „Wer wird an sich denken, wo es sich darum handelt, einem Kameraden einen letzten Dienst zu erweisen!“

„Einen letzten Dienst?“ rief einer der jungen Männer halblaut, fast scheu zu der Leiche hinüberblickend. „Was können wir noch für den armen Burschen thun?“

„Es wird sich wohl noch so viel bei ihm vorfinden,“ ergänzte ein Anderer, „daß man seine Beerdigungskosten davon wird bestreiten können!“

„Als ob wir dem Armen nicht einen wichtigeren Dienst zu leisten hätten, als für die Bestattung seiner Leiche zu sorgen!“ sagte Lohfeld so entschieden und ernst wie zuvor.

„Was denn sonst noch?“ fragte Jener, der August genannt worden war.

„Seine Ehre zu retten!“ versetzte Lohfeld. „Ich habe die moralische Ueberzeugung, daß Paul kein Selbstmörder war. Nur der armen Klara gegenüber behauptete ich es, dem Mädchen einen tröstenden Halt in ihrer Verzweiflung zu geben.“

„Wie? — Du glaubst?“ murmelten die jungen Leute.

„Paul wußte nicht, daß die Pistole geladen sei, ich gebe darauf meinen Kopf zum Pfande!“ antwortete Lohfeld fest. „Und noch gestern war sie es auch nicht, das kann ich beschwören, denn da hatte ich sie in Gegenwart Pauls hier in der Hand, prüfte sie und untersuchte ihren Lauf, weil ich sie kaufen wollte. Ich schoß sogar ein Zündhütchen darauf ab. Paul aber verließ dann mit mir seine Wohnung, wir blieben bis drei Uhr Nachts auf dem Künstlerballe, worauf Paul den Rest der Nacht bei mir zubrachte, wie Ihr wißt. Sodann aber haben wir einander den ganzen Tag nicht verlassen und sind mitsammen gegen Abend hierher gegangen, um vor Eurer und der Mädchen Ankunft die nöthigen Arrangements zum Souper zu treffen. Während dieses hier geschah, hätte Paul die Waffe nicht laden können, ohne daß ich es bemerkt haben würde. Es muß also Jemand in der verflossenen Nacht oder am heutigen Vormittage dieses Zimmer betreten und die Pistole geladen haben, zu welchem Zweck, das ist mir ein Räthsel!“

Die Kameraden Lohfelds starrten diesen verblüfft an.

„Ihr fandet also die Wohnung unverschlossen, oder das Schloß derselben verletzt?“ fragte August.

„Nein!“ war Lohfelds Antwort.

„Hatte noch Jemand außer Paul einen Schlüssel zu der Wohnung?“

„Nein, nicht einmal Klara, so viel ich weiß!“ entgegnete Lohfeld dem Frager.

„Da hat er recht,“ riefen zwei der jungen Leute wie aus einem Munde, „das wissen wir auch!“

„Zum Henker, Hermann,“ sagte jetzt jener August, der schon wiederholt gefragt hatte, „Du wirst gut thun, diese Deine Aussage für Dich zu behalten, sobald die Polizei sich der Sache angenommen hat. Bei Gott, so gewiß wie wir, bevor Du uns diesen Sachverhalt mittheiltest, glauben mußten, Paul sei ein Selbstmörder, so sicher wirst Du selber Dich der Behörde wie der Welt gegenüber in Verdacht bringen, wenn Du aussagst, was Du uns mitgetheilt hast!“

„Ich werde sagen, was ich weiß,“ erwiderte Lohfeld mit Festigkeit, „mag daraus entstehen, was da wolle! Die Ehre eines Freundes darf uns nicht weniger am Herzen liegen, als die eigene. Ich gehe jetzt zum nächstbesten Arzt, obwohl ihm hier nichts zu thun bleibt, als den Tod des armen Paul zu konstatiren, und dann zum Kommissariat. Laßt Alles liegen und stehen, wie es ist,

und Keiner entferne sich, bevor hier behördlich der Thatbestand aufgenommen worden, das wird so am besten sein. Laßt die Nachbarschaft nicht merken, was hier geschehen ist. Unsere Hauptaufgabe muß von jetzt an sein, festzustellen, daß Paul kein Selbstmörder war!"

Drittes Capitel.

Der nächtliche Gang.

Nachdem die Gefährtinnen Klaras sich mit dieser aus der Wohnung des unglücklichen Paul entfernt hatten, blieben sie vor dem Hause einen Augenblick rathschlagend stehen. Im Hause selber schien Niemand den Schuß gehört oder beachtet zu haben; da er im Zimmer gefallen war, so mochte der Knall auch nur sehr gedämpft bis in die Nachbarwohnungen hineingetönt und keineswegs aufgefallen sein. Die Mädchen hatten nach der Weisung Lohfelds gegen den aufsperrenden Hausmeister kein Wort verloren.

Was wir im zweiten Capitel von dem geringen Werthe jener Freundschaften junger Männer sagten, die bei geselligen Unterhaltungen geschlossen worden sind, das läßt sich noch mehr auf die Freundschaften solcher

Mädchen anwenden, welche für sich selber zu sorgen haben und in der Wahl ihrer Mittel hiezu nicht allzu gewissenhaft sind. Sie halten zu einander, so lange es ihr gegenseitiger Vortheil ist, sie trennen sich und hassen einander, sobald ihre Interessen sich scheiden.

Klara und die Mädchen, die mit ihr bei dem Erschossenen soupirt hatten, gehörten jener Gattung von Handarbeiterinnen an, welche in Seide gehen und bald für ihre Existenz und Unterhaltung irgend einen jungen Mann sorgen lassen, der geneigt ist, sich für sie zu Grunde zu richten, bald aber auch, wenn sich kein solcher findet, in irgend ein Marchande de Mode- oder sonstiges Geschäft tauchen und dort so lange ausharren, bis sich der Ersehnte eingefunden hat. Diese Mädchen sind nicht immer Töchter aus der sogenannten geringsten Menschenklasse, auch haben sie oftmals nach ihre Eltern, bei denen sie dann wohnen, und bisweilen ist eine gewisse Bildung ihnen eigen. Wie kommt es, daß Frauenzimmer, die so bevorzugt sind, nicht auf ihre Ehre so hoch halten, wie gar manche ebenfalls schöne Tochter des geringen Arbeiters, die arme Näherin, die rechtschaffene Stickerin, das ehrliche Fabriksmädchen? Sie wollen höher hinaus, als es ihnen zukommt, denn ihre Eltern sind keine Taglöhner, und diese Eltern drücken ein Auge zu, sie können dem „Töchterl" nicht Alles schaffen und lassen ihm daher freie Hand. „Vielleicht macht's so sein Glück, und 's wird ja vorsichtig sein!" — Die Moral davon ist — die Demoralisation!

Klara hatte keine Eltern mehr, sie wohnte allein, und darum hatte Lohfeld begehrt, die Mädchen möchten bei ihr bleiben. Diesen war das keineswegs recht.

„Klara," sagte die lange hagere Brünette, „wir müssen schauen, daß Du so bald wie möglich nach Hause kommst, Du bist furchtbar angegriffen. Kommt, Mädeln," fuhr sie zu den Andern gewendet fort, „legen wir zu einem Fiaker zusammen, damit die Klara fahren kann. Bis zur Landstraße gehen ist für sie zu weit."

Klara schwieg. Sie hatte das Haupt an die Schulter der handfesten Blondine gelegt, an deren Arm sie auch hing.

Die Mädchen zogen, ohne ein Wort zu verlieren, ihre Portemonnaies hervor. Sie brachten das für einen Fiaker nöthige Geld zusammen.

„Gehen wir, an der Ecke halten Wagen!" murmelte die Blondine. „Aber wir werden nicht alle in einem Fiaker Platz haben."

„Ich kann ohnehin nicht mitfahren," bemerkte die Hagere, „es thut mir leid. Ich muß auf den Ball, so sehr mich auch Dein Unglück erschüttert hat, Klara. Glaub' nicht, daß ich dabei auf Unterhaltung denke, ich habe einem jungen Manne dort ein Rendezvous gegeben, und meine ganze Zukunft hängt davon ab!"

„So geht es mir auch," setzte einander es Mädchen hinzu.

„Und ich fühl' mich durch das, was ich jetzt erlebt hab', so unwohl, daß ich nach Hause und mich nieder-

legen muß!" sagte die Dritte. „Aber wir werden Dich bis zum Wagen begleiten, arme Klara!"

„Das versteht sich!" riefen die Andern.

„Ich begleite Dich nach Hause, ich bleib' bei Dir," raunte die Blondine dem Mädchen gutherzig zu.

„Thut — Euch — keinen Zwang an!" stöhnte Klara. „Auch Du nicht, Resi — bringt mich zum Wagen — und damit gut!"

„Ich bleibe bei Dir!" betheuerte Resi, und setzte sich mit Klara in Bewegung.

Die Mädchen fanden am Ausgang der Gasse einen Fiaker, sie halfen der fast zusammenbrechenden Klara, zu der sich die dienstfertige Resi setzte, in den Wagen.

„Sei vernünftig!" riefen die sich verabschiedenden Mädchen. „Wir besuchen Dich morgen!"

Der Fiaker rollte davon. Er hielt nach einer Viertelstunde in einem dem Sofienbadsaale nächstgelegenen Gäßchen und vor einem niedrigen, unansehnlichen Hause.

Klara hatte während des Fahrens nur wenig geredet, aber sie schien an Fassung gewonnen zu haben.

Als Resi ihr jetzt aus dem Wagen half, da sagte sie mit matter Stimme:

„Geh' nach Hause, Resi, ich danke Dir für Deine Güte. Du kannst mich ruhig allein lassen, ich bin so weit gefaßt, daß ich das Unvermeidliche geduldig ertragen werde. Ich will nicht, daß Du mich hinauf begleitest!"

„Du schickst mich fort," versetzte die Andere unruhig, während der Wagen sich entfernte, „weil Du Dir ein Leides anthun willst!"

„Das werde ich nicht!"

„Schwör' mir's, Klara!"

„Ich schwör' es Dir bei der Seligkeit meiner Mutter!"

„Gut denn!"

Klara hatte ihren Hausschlüssel, Resi schloß ihr damit auf, drückte dann die Hand des in das Haus tretenden Mädchens, versprach am nächsten Morgen wieder zu kommen, und ging. Sie durfte nur durch wenige Gassen gehen, um nach Hause zu gelangen.

Klara hatte kaum die Thür hinter sich verschlossen, als sie in der Finsterniß stehen blieb und einen Augenblick regungslos horchte.

Dann tappte sie hastig durch den Thorgang zu einer Stiege und schlüpfte dort hinauf. Im ersten Stock erschloß sie eine Thür.

„Das Haus ist wie ausgestorben," flüsterte sie vor sich hin. „Alles schläft! Man wird mein Gehen so wenig bemerken, wie mein Kommen. In zehn Minuten muß ich wieder fort sein!"

Das Mädchen trat in ein kleines, niedriges Zimmer, ihre Wohnung. Die Fensterladen waren geschlossen.

Klara tappte zu einem Tische; sie fand dort Zündhölzchen und eine Kerze. Sie zündete diese an.

Wie nun der Glanz der Kerze auf sie fiel, da war sie eine ganz Andere als zuvor. Bleich war sie zwar noch, aber ihre Augen funkelten jetzt dämonisch; ihre Haltung zeigte nichts von Schwäche mehr. Rasch und lautlos warf sie einen Theil ihrer Kleider ab.

Auf einem Bette lag ein vollständiger Debardeur-anzug und eine Maske. Sie schlüpfte in diesen Anzug und band die Maske vor.

„Alles ist bis jetzt gelungen!“ murmelte sie. — „Man hegt keinen Verdacht! Aber ich will noch nicht frohlocken — ich habe noch eine gefährliche Komödie durchzuspielen!“

Jetzt warf sie einen Mantel über und griff zur Debardeur-Reitpeitsche. Ein Hauch, und die Kerze erlosch.

Zwei Minuten später hatte Klara das Haus so lautlos verlassen, wie sie gekommen war.

Viertes Capitel.

Zwei Gauner.

Es war eine laue, wunderschöne Nacht, wie denn überhaupt der Winter, in den dieser Fasching fiel, vollständig einer herrlichen Frühlingszeit glich.

Kein Schnee lag auf den Gassen, aber auch kein Mondschein beglänzte sie.

Es herrschte daher um so größere Dunkelheit in der kleinen Straße, welche Klara durchschritt, als sich selbst an keinem der neugebauten Häuser, die noch spärlich dort standen, eine Laterne befand.

Diese Finsterniß kam Klara sehr gelegen. Es fügte sich obendrein gut, daß die Gasse völlig leer war, während sie bald an einer Häuserfront, bald an dem Bretterzaun eines Baugrundes oder Gartens dahinhuschte.

Jetzt beunruhigte sie nur noch der Gedanke, daß in jener Straße, in die das Gäßchen mündete, ihr Leute begegnen könnten, die vielleicht nicht gesonnen sein mochten, den Debardeur ruhig seiner Wege ziehen zu lassen.

Klara tröstete sich damit, daß der Sofienbadsaal, das Ziel ihrer nächtlichen Wanderung, mit wenigen Schritten zu erreichen sei. Sie ging nichtsdestoweniger vorsichtig und geräuschlos weiter.

In demselben Augenblick, als sie sich anschickte, um die Ecke ihres dunkeln Gäßchens zu biegen, vernahm sie von der nächsten Straße her das Hallen von Tritten.

Klara sprang hastig von der Ecke zurück und trat unter das Hausthor des Gebäudes, vor dem sie sich gerade befand. Sie drückte sich hinter einem der vorspringenden Thorpfeiler an die geschlossene Thür und konnte nun völlig sicher sein, daß die Personen, deren Schritte sie näher kommen hörte, sie höchstens nur dann gewahr würden, wenn ihr Weg sie in das Gäßchen führen sollte.

Klara rührte sich nicht. Sie hatte den Kopf nur so weit vorgeschoben, daß sie zur Ecke spähen konnte, die fast in unmittelbarer Nähe ihres Verstecke war, und nur schwach durch eine in der andern Straße sich befindende Laterne beleuchtet ward.

Klara hatte höchstens nur eine Minute dort geharrt, wo sie stand, als sie zwei Herren an der Ecke erscheinen sah.

Die Männer machten Miene, an der Mündung des Gäßchens vorüberzugehen. Plötzlich aber blieb der Eine stehen und starrte in die düstere Gasse hinein. Der Kopf Klaras fuhr blitzgeschwind zurück.

Sie hatte aber bereits Gelegenheit gehabt, die Umrisse der Beiden zu prüfen. Ein Blick hatte ihr gesagt, daß es sehr elegant gekleidete Herren seien, welche dort gingen. Zugleich aber auch waren ihr Haltung und Gestalt des einen dieser Herren aufgefallen, deren Gesichtszüge sie im ungewissen Laternenlichte nicht unterscheiden konnte.

Und jetzt vernahm sie deutlich halblaut gesprochene Worte.

„Warum bleibst Du stehen, Günther, und schaust dort hinein? Kommt Dir da etwas verdächtig vor?"

Eine andere Stimme antwortete. Beim Klange dieser letztern fuhr Klara auf, doch nicht erschreckt, sondern angenehm überrascht.

„Ich habe dart in der Gasse meine Schwester wohnen," sagte die zweite Stimme, „und da überlegte ich jetzt, ob ich nicht einen Sprung zu ihr machen sollte, bevor wir weiter gehen, — ich hätte nothwendig ein paar Worte mit ihr zu reden."

Klara stand im Begriff, das Hausthor zu verlassen und rasch zu den beiden Herren zu treten, aber die jetzt unmittelbar auf die Bemerkung des Zweiten folgenden Worte des Ersten ließen sie ihren Vorsatz ändern.

Sie begnügte sich damit, ihren Kopf so weit wie vorhin vorzuschieben und angelegentlich zu horchen.

„Du bist ein Narr, Günther!“ sagte der Erste. „Willst Du denn, daß wir die Zeit verpassen? Wenn unser Vorhaben heute Nacht gelingen soll, müssen wir uns schon jetzt auf die Lauer legen!“

Klara sah, daß der Mann bei diesen Worten an die Ecke zu Demjenigen trat, welcher stehen geblieben war.

„Still!“ murmelte dieser, doch laut genug, daß dem feinen Ohr des Mädchens nichts entging. „Wenn Dich hier Jemand hörte!“

„Thorheit!“ versetzte der Andere, seinen Ton dämpfend. „Schau die Gassen entlang und zu den Fenstern hinauf, es läßt sich ja in unserer Nähe keine menschliche Seele blicken! Aber so viel sage ich Dir, daß unser Mann immer um diese Zeit den Spielklub hinter dem Mauthgebäude verläßt, und zum Sofiensaale geht. Er trägt jedesmal eine Menge Geld mit sich, noch gestern hat er's im Saale an die Mädchen geradezu verschleudert, und ich weiß bestimmt, daß er ihnen versprochen hat, heute wieder zu kommen, wie er es alle die Nächte zuvor gethan. Wollen wir also eine so gute Gelegenheit versäumen, weil's Dir plötzlich einfällt, mit Deiner Schwester zu plaudern? Sie wird ohnehin nicht im Fasching zu Hause hocken! Komm, unser Mann muß durch den Viadukt, und wenn wir uns dort aufstellen, so ist er unser.“

„Gut!“ war die Antwort. „Aber bestehst Du darauf, daß wir nachher noch zum Sofiensaale gehen? Wenn nun unser Mann, trotzdem wir ihn geplündert, dort erscheinen und uns erkennen sollte?“

„Dummes Zeug! Werden wir nicht die Perrücken und vorgesteckten Bärte abnehmen, sowie die Sache abgemacht ist? Wir können zum Ueberfluß nachher im Saale in Dominos erscheinen, die eine Gestalt ganz vortrefflich verhüllen. Auf alle Fälle werden unsere Fäuste doch wohl Sorge tragen, daß unser Mann nicht in der Lage sein wird, uns sobald zu folgen! Ich muß zum Sofiensaale, mein Freund, die Tini erwartet mich dort. Das gute Kind glaubt,“ fuhr der Sprecher lachend fort, „ihr Kavalier komme ihretwegen direkt aus dem Adelskasino zu ihr. Hätte sie eine Ahnung davon, daß es mein Beruf ist, die Taschen Anderer zu plündern, sie würde keinen Augenblick ferner die meinigen erleichtern, obgleich sie mich bis zum Rasendwerden liebt!“

„Ich glaube auch nicht, daß Du sie je für unser Geschäft wirst verwenden können, Stefan, sie ist ein fescher Geist, aber teufelmäßig ehrlich!“

„Ich bin auch keineswegs gesonnen, ihre Ehrlichkeit auf's Glatteis zu führen. Und wenn ihr Einer verriethe, was ich eigentlich bin, ich könnte ihn umbringen, Günther!“

„Leute, wie wir, sollen sich nie an solche Frauenzimmer hängen, das ist unpraktisch. Da, wo der Witz des Mannes nicht ausreicht, kann oft noch die Schlau-

heit des Weibes helfen. Wir müssen in unseren Geliebten Helfershelferinnen haben!"

„Mag sein! Mich aber macht es jetzt glücklich, daß die Tini mich für besser hält, als ich bin. Es ist das eine Kaprice, meinetwegen, aber ich finde daran Gefallen, und damit holla! Und nun gehen wir; ich weiß bei Gott nicht, weshalb wir da noch stehen und plaudern —"

„Ich habe nur dort noch nach dem Fenster meiner Schwester hinuntergeschaut — sie wohnt dort in dem kleinen Hause. Es ist da alles finster, wie ich seh', Du kannst recht haben, sie wird ausgeflogen sein; vielleicht treffen wir sie noch nachher im Sofiensaale. Gut, gehen wir!"

Die beiden Männer verließen die Straßenecke und setzten ihren Weg fort.

„Mein Bruder und sein Freund gehen auf einen Raubanfall aus!" flüsterte Klara höhnisch lächelnd vor sich hin. „Ich habe gefürchtet, der Louis werde mich ausbeuten, sobald ich einmal erst die Frau meines jungen Millionärs geworden — jetzt fürchte ich den Herrn Bruder nicht mehr! Nun mag er kommen und sagen: Dein Geliebter ist auf eine der Welt unerklärliche Art um's Leben gekommen, ich aber weiß jetzt, wozu Du mir den Wachsabdruck eines Schlosses gebracht, und warum ich Dir darnach einen Schlüssel liefern mußte, ich werde schweigen, unter Bedingungen! — Hoho, dergleichen kann ich von meinem Bruder erwarten, und was hätte ich

ihm als Gegengewicht vorhalten können? Nichts, ich hätte mich müssen allmälig wehrlos ausplündern lassen. Der Zufall fügt es anders, ich habe wohl noch eine halbe Stunde Zeit — ich werde dem Raubanfalle beiwohnen!"

Und Klara verließ ihren Versteck. Sie bog um die Ecke des Gäßchens. Mit größter Behutsamkeit folgte sie, immer in der Schattenseite der Straße sich haltend, den beiden Männern.

Fünftes Capitel.

Unter'm Viadukt.

Alois Günther und sein Gefährte, welcher vom ersteren Stephan genannt worden war, durchschritten einige Gassen des neugebauten Theiles der Vorstadt Weißgärber.

Sie hatten keine Ahnung davon, daß ihnen ein menschliches Wesen folge.

Jedesmal, wenn einer der Männer den Kopf wendete, um vorsichtig hinter sich zu blicken, blieb Klara regungslos im Schatten stehen, oder sie verschwand auch blitzgeschwind in die Vertiefung eines Hausthores.

Trotz der prächtigen Neubauten jener Gegend, durch welche die Drei vorwärts gingen, ist dort die Vorstadt selbst am Tage ziemlich öde, während der Nachtzeit aber so gut wie völlig ausgestorben. So waren denn auch

jetzt die beiden Gauner und der ihnen heimlich folgende Debardeur die einzigen Personen, die sich durch jene Gassen bewegten.

Der Bruder Klaras und sein Freund erreichten bald den Eisenbahnviadukt, welchen Stephan in dem Gespräche, das an der Straßenecke stattgefunden, bezeichnet hatte.

Die Gauner blickten noch einmal scharf hinter sich, bevor sie sich in den Tunnel hinein begaben. Sodann erkletterte einer der Beiden blitzgeschwind den vor dem Viadukt befindlichen Gaskandelaber und löschte die Flamme aus.

Das Mädchen lauerte an der Mauer, welche sich bei der Invalidenstraße an der Verbindungsbahn hinzieht, von dort aus sah sie, wie die Männer nach einer minutenlangen Musterung der menschenleeren Gasse den Viadukt betraten.

„Ich werde mich dem Eingang sehr behutsam nähern müssen," murmelte Klara vor sich hin, „denn vermuthlich wird sich einer aus Vorsicht an die Mündung des Viaduktes, der andere an jene drüben stellen. Oder sollten sie sich ganz sicher fühlen und gleich gemeinschaftlich nach der Seite hinübergehen, von der jener Mann kommen muß, den sie erwarten? Vielleicht thu' ich am besten, mich nur zu der Mauer neben den Eingang zu schleichen. Der Lois und sein Freund können doch wohl nicht jedes Geräusch vermeiden, wenn sie ihr Opfer überfallen, und fliehen sie, so müssen sie an mir vorbei, ich

komme also jedenfalls nicht um die Gelegenheit, mich dem Lois zu zeigen, damit er wisse, daß ich Alles mitangeschaut habe! Kann ich unbemerkt in den dunkeln Durchgang hineinschlüpfen, desto besser!"

Klara verließ sofort ihren Platz.

Sie rückte, gleich einem Schatten, in gekrümmter Haltung vorwärts, sich immer dicht an der Mauer haltend.

Um sich geschmeidiger fortbewegen zu können, hätte sie gern ihren Mantel abgestreift, aber sollte sie diesen im Stiche lassen, wenn der Ueberfall mißlang und auch sie daran denken mußte, sich auf die Seite zu stehlen?

Nun hatte sie den Tunnel erreicht, husch war sie, da der Viadukt neben dem Mauthgebäude zwei Tunnel oder Durchfahrten hat, an der Mündung desjenigen, den die Männer nicht betreten hatten. Es war das ein kleines Wagniß gewesen, denn standen die Männer noch im Schatten des Eingangs, so mußten sie Klara jetzt bemerkt haben.

Aber nichts rührte sich dort.

„Sie sind schon weiter gegangen!" dachte Klara.

Sie schob den Kopf ein wenig vor und schaute in die Nacht des andern Durchganges hinein.

Ein kaum vernehmbarer, freudiger Laut entrang sich ihren Lippen.

„Sie stehen schon drüben und löschen auch dort den Kandelaber aus!" flüsterte sie. „Vortrefflich, jetzt kann ich mich sehr gut in den andern Durchgang hineinsteh-

len; ich muß es, denn ich will ihnen näher sein, als ich es hier bin! Aber so, wie ich sie von hier aus sehe, könnten sie mich von dort bemerken, wollte ich so ohne Weiteres den Gang betreten! Ich werde mich vorsehen!"

Klara hatte sich das kaum gesagt, als sie sah, daß sich die Männer von der jenseitigen Mündung des Viaduktes zu der Gasse hinüber bewegten, welche dieser entgegenstand.

„Sie werden das Haus in Augenschein nehmen, aus dem ihr Opfer kommen soll!" dachte Klara. „Vorwärts jetzt!"

Und ohne sich weiter zu besinnen, sprang sie vor und in den andern Tunnel hinein.

Immer an eine der Wände sich haltend, schlich sie bis zu dem finstersten Theile des langen, gewölbten Durchganges und blieb dann so unbeweglich fest an die Wand gedrückt spähend stehen, als gehöre sie zu dem Gemäuer.

Klara hatte kaum jenen Punkt erreicht, den sie für ihren Lauscherposten am geeignetsten hielt, als sie die beiden Männer, denen sie nachgeschlichen war, von der vorerwähnten Gasse aus dem Viadukte zustürzen sah.

Nun waren sie unter dem Schwibbogen und bewegten sich eilig nach jener Stelle hin, auf der Klara stand.

„Wenn ich jetzt entweiche," dachte das Mädchen, „so ist mein Plan vereitelt. Vielleicht kommen sie nicht bis hierher und sehen mich nicht. Ziehen sie sich aber vor

einer Patrouille zurück, so gehe ich erst ruhig meiner Wege, wenn diese näher kommt!"

Klara hatte recht gethan, sich nicht vom Platze zu rühren. Ihr Bruder und sein Kamerad schlüpften nicht bis zu ihr hin, aber als sie nun stehen blieben, da waren sie ihr so nahe, daß sie das Keuchen der Männer vernehmen konnte.

Die Vagabunden hatten sich hart an die jenseitige Wand des Tunnels gedrückt. Hätten sie sich zufällig an die Mauer gelehnt, an welcher Klara stand, sie würden wohl das Mädchen bemerkt haben.

Klara hörte das Flüstern der Männer.

„Nur keinen Mord!" sagte der Eine, und dieser war der Bruder des Mädchens. „Ich höre, Du klappst Dein Messer auseinander, laß das gehen! Wenn wir ihn betäuben, so ist das genug. Ein Schlag auf den Kopf reicht dazu hin!"

„Und wenn er sich zur Wehre setzt und schreit?" versetzte der Andere rauh.

„Im äußersten Nothfalle thu', was Du willst, aber —"

„Still! Da ist er!"

„Ich glaube, das ist nicht unser Mann, Stephan!"

„Doch! Still nur!"

Klara starrte zum Eingange des Viaduktes, so erregt, wie in diesem Augenblicke dorthin die beiden Vagabunden nur starren konnten.

Sie sah den Herrn, den die Männer ihr fast gegenüber sich zu überfallen anschickten, in die Wölbung einbiegen.

Plötzlich überkam sie ein heftiges, beinahe konvulsivisches Zittern.

Was ging in ihr vor?

Ihr scharfes Auge hatte die Gestalt und den Gang jenes Herrn im flüchtigen Moment geprüft.

Der Herr kam arglos näher. Er ging langsam und zwar so, als sei er in tiefes Sinnen verloren.

Seine schlanke Gestalt zeichnete sich schwarz gegen den durch die fern vom Viadukt stehenden Gaslaternen matt beleuchteten Hintergrund ab. Dieser Hintergrund bildete die Gasse hinter dem Eingange, und das Stückchen, das man gewahrte, begrenzte der Schwibbogen wie ein finsterer Rahmen.

Jeder Schritt, der näher hallte, erregte Klara fieberhafter und ließ sie unwillkürlich zusammenzucken.

Sollte sie plötzlich so weichherziger Natur geworden sein, daß sie der Gedanke erschütterte, ein Mensch könne wenige Schritte von ihr möglicher Weise umgebracht werden?

Aus der Art und Weise, in der sie heute bereits gehandelt hatte, wäre auf dergleichen rein menschliche Empfindung bei ihr nicht zu schließen gewesen.

So glaubte sie also wohl in jenem sich Nähernden einen Mann zu erkennen, der sie lebhaft interessirte, oder

den sie doch wenigstens keinesfalls der Gnade und Barmherzigkeit der beiden Gauner hätte überlassen mögen?

Jedenfalls war Klaras Aufregung zu groß, als daß sie einem gänzlich Unbekannten hätte gelten können.

Jetzt machte sie lautlos eine heftige Bewegung, als ob sie zu den Vagabunden hinüberstürzen wolle, ihnen zuzuflüstern, daß sie ihr Vorhaben um keinen Preis ausführen dürften.

Dennoch blieb sie, wo sie sich befand, und gab keinen Laut von sich. Die hastige Regung, wenn auch nicht ihre fieberhafte Spannung, dämpfte sich im Moment.

War dem so, daß sie in dem Manne, dessen Tritte jetzt ganz nahe ertönten, einen Freund oder Bekannten zu sehen glaubte, der ihr wichtig war, so sagte sie sich jetzt unbedingt:

„Wer weiß, ob sich nicht mein Auge täuscht, ich will nicht voreilig sein!"

Wenn Klara so dachte, so war sie deßhalb doch nicht minder aufgeregt, als zuvor. Im Gegentheile, ihre Unruhe steigerte sich noch und ihre Hand, welche die Reitgerte hielt, preßte diese krampfhaft.

Nun war der Herr neben den Vagabunden, man sah ihn nicht mehr, man hörte ihn nur.

Ein Schritt noch —

„Dein Geld her!" tönte es Klara gegenüber aus zwei Kehlen.

Im nächsten Augenblicke war es, als regneten Faustschläge auf einen menschlichen Körper nieder.

„Zurück, Ihr Gesindel!“ schrie eine klangvolle, jugendliche Stimme.

Als Klara diese Stimme vernahm, da ward das, was sie bestürzt geahnt hatte, zur Gewißheit in ihr.

„Dein Geld, Hund!“ hörte sie unmittelbar vor sich den Bruder rufen.

Wie eine Tigerin sprang sie in die Finsterniß hinein. Sie packte den Bruder und riß ihn zur Seite.

„Lois!“ zischelte sie ihm zu, so daß nur er es hörte. „Ihr habt den Rechten verfehlt! Der da ist mein Bräutigam!“

Sekundenlang war Alois vom Schrecken völlig erstarrt. Dann that er einen eigenthümlichen, gellenden Pfiff.

Im nächsten Momente fühlte der junge Mann, der angegriffen worden war, sich losgelassen.

Er hörte mehrere Menschen gegen den Ausgang des Tunnels hin entfliehen. Dort sah er sie verschwinden.

„Seltsam!“ murmelte er und setzte seinen Weg fort.

Er gewahrte Klara nicht, die, regungslos wie zuvor, sich mit pochendem Herzen und verhaltenem Athem an die Wand lehnte.

Als er unter dem Viadukte hervorgekommen war, zupfte er sich, die Richtung nach dem Sofienbade einschlagend, Shawl und Paletot zurecht, die durch den Ueberfall waren verschoben worden.

Dabei blickte er umher. Er sah nicht die geringste Spur von den Männern, die ihn überfallen hatten.

„Ich habe nicht einmal ihre Gestalten unterscheiden können," murmelte er, „so plötzlich waren sie da und wieder weg! Und was mag sie nur so schleunig in die Flucht getrieben haben? Ich sehe doch nirgendwo eine Patrouille oder sonst Menschen! Sie waren mir bereits überlegen; um so seltsamer ist es, daß sie davon rannten, ohne ihren Vortheil zu benützen!"

Und indem der junge Mann über diesen sonderbaren Vorfall nachdachte, beschleunigte er seine Schritte.

Klara blieb so lange unbeweglich stehen, als sie dem Herrn mit ihren Blicken folgen konnte. Kaum war der junge Mann aber in die Gasse neben dem Invalidenhause eingebogen, als sie hastig ihren Platz verließ und sich dem nach dem Mauthgebäude zu gelegenen Ausgange des Tunnels zuwendete.

„Welch ein Glück, daß er mich nicht bemerkt hat," flüsterte sie dabei vor sich hin, „Alles wäre verloren gewesen, hätte er mich hier entdeckt, in der Gesellschaft von Spitzbuben! Und welch ein Glück war es zugleich, daß ich den Beiden hierher folgte und ihr Vorhaben noch rechtzeitig verhindern konnte! Wie leicht hätte der Lois, ohne es zu ahnen, meine ganzen Hoffnungen vernichten können! Jetzt kann ich mit kaltem Blute handeln. Hoffentlich bin ich noch früher im Saale, als Rudolf, ich werde mich beeilen!"

Klara schaute rasch umher, als sie den Tunnel verlassen hatte, und nun sie weder eine Patrouille noch sonst Leute erblickte, eilte sie an der Mauer der Verbindungsbahn entlang, schlüpfte durch den nächsten Durchgang, und setzte ihren Weg zum Sofienbade in vollem Laufe fort.

Sechstes Capitel.

Eine Ballnacht.

Eine Stunde nach Mitternacht war nahezu vorüber, da herrschte im Sofiensaale ein tolles Treiben. Die ausgedehnten Räumlichkeiten des stattlichen Gebäudes waren mit Menschen überfüllt.

Verführerische Klänge eines reichbesetzten Orchesters lockten unermüdlich zum Tanze, aber die Tänzerinnen, so energische Anstrengungen sie auch machten, das Recht auf ihren Tummelplatz zu behaupten, vermochten doch nur immer wenige Schritte weit die nach allen Richtungen durch den Saal sich wälzenden Wogen der nichttanzenden Ballgäste in kühnem Wirbel zu durchbrechen.

Die ausgelassene Menge war nur eine bunte wogende Schaar weiblicher Masken zu nennen, die neckend, herausfordernd, tändelnd das Heer der in Paletots und

Gehröcken erschienenen Herren der Schöpfung umschwärmten. Wie auf fast allen Maskeraden, wo die Herren nicht unter sich sind, gab es auch hier nur wenige Masken, die dem männlichen Geschlechte angehörten — nämlich die üblichen gezahlten Pierrots mit ihren abgedroschenen Späßen, die gemietheten strapazirten Spanier und einzelne Dominos, hinter denen ehrsame Gäste aus der Provinz sich zu verstecken pflegen — dagegen hatte die Mädchenwelt sich in größtmöglicher Zahl an dem Streben betheiligt, die weibliche Tracht aus dem Ballsaale zu verdrängen, man sah überall seidene und sammtene Höschen, kurz die Debardeure waren an der Tages-, das heißt Nachtordnung.

Ueberall machten diese pikanten, reizenden, bisweilen auch etwas zu sehr im Zwitternegligé erscheinenden kleinen Teufelinnen mit ihrem „Willst Du Zuckerln?“ und „Zahl' mir ein Gefrornes!“ die Gegend unsicher, sie stürmten durch das dichteste Gedränge, die Peitsche nach allen Richtungen handhabend, angegriffen und sich vertheidigend, sie hockten auf den Treppenstufen zum Speisesaale, nahmen fast unmögliche Stellungen auf den Divans an, lärmten, in einer Hand das Glas, in der andern die Cigarre, an, auf und man möchte auch sagen unter den Tischen, welche ein splendides Souper und eine anständige Anzahl Flaschen trugen. Um alle jene Punkte aber schaarten sie sich am lebendigsten, wo Champagner floß, dieses einer echten Debardeurkehle unentbehrliche Naß.

Wenn man von der Mitte des Tanzsaales sich geradeaus zu den wenigen Stufen wendete, die zum Spielsalon führen, so war das erste, worauf man in diesem letzteren stieß, ein Tisch, der heute vielleicht die lustigste Gesellschaft des ganzen Maskenfestes vereinigte. Mehrere der muntersten Debardeure trieben dort ihr Wesen und drei bis vier Herren saßen daselbst, deren elegante Kleidung und Manieren verkündeten, daß sie von vornehmem Stande seien. Es waren junge Stutzer von reinstem Wasser.

Sie hatten ihren Damen, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen kann, tüchtig auftischen lassen, auch vom eingekühlten Champagner war da mehr vorhanden, als von Denen, die am Tische saßen, getrunken werden konnte, ohne daß sie völlig berauscht von ihren Sesseln gesunken wären. Daher sprachen denn auch jeden Augenblick weibliche Gäste vor, die mitleidig genug waren, der Tischgesellschaft die schwierige Aufgabe des Weinvertilgens zu erleichtern.

Es war gerade eine frische Zufuhr von Fruchteis der verschiedensten Sorten gebracht worden, und die am Tische sitzenden Mädchen, alle demaskirt, um den Mund in jeder Weise gut gebrauchen zu können, soeben beschäftigt, dem Gefrornen leidenschaftlich den Vernichtungskrieg zu machen, als einer der jungen Kavaliere, ein hübscher blonder Mann mit aufwärts gedrehtem, zierlichem Schnurrbart und aristokratischen Zügen, seinen Stecher einklemmte,

und den Tanzsaal, den man vom Tische aus so ziemlich überblicken konnte, angelegentlich musterte.

„Was nur die Debardeur-Tini heute haben mag," sagte er zu seinem Nachbarn, „daß sie uns jeden Augenblick davonläuft, und sich überhaupt nicht zu uns setzen will!"

„Sie sucht vielleicht ihren Geliebten!" versetzte der angeredete junge Stutzer.

„Nein," fuhr der Erste fort. „Sie hat mir zuvor gesagt, daß sie ihn erst später erwarte, und daß sie hier heute eine sehr ernsthafte Sache hergeführt habe, die sie mir nicht mittheilen könne. Denke Dir, ein Debardeur, eine Debardeur-Tini und eine ernste Angelegenheit!"

Der junge Kavalier lachte.

„Ich habe sie jetzt ganz aus den Augen verloren!" setzte er hinzu.

„Dort taucht schon ihre blaue Livree auf!" entgegnete der Andere. „Sie kommt hierher!"

„Sie ist ein sonderbares Geschöpf!" begann der Erste. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein so fescher kleiner Kerl tugendhaft sein sollte, und doch hat sie meine glänzendsten Anerbieten rundweg abgeschlagen!"

„Mir ist das im vorigen Fasching gerade so mit ihr gegangen," erwiderte der Zweite, „und damals hatte sie doch noch keinen Geliebten —"

„Ich höre," unterbrach ihn der Blonde, „sie nimmt auch von dem Menschen, in den sie jetzt vernarrt ist, nichts weiter an, als was sie von uns nicht verschmäht

— Champagner und ein Souper. Der Bursche ist sicher ein gewandter Abenteurer, nichts mehr. Sie wird schon ihren Lohn dafür bekommen, daß sie von Leuten, wie wir sind, nichts wissen will! Schade, sie wäre etwas Besseres werth, denn sie ist der pikanteste kleine Satan, der mir seit Jahren vorgekommen!"

Was der junge Kavalier, der so sprach, unter diesem „sie wäre etwas Besseres werth" verstehen mochte, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Indessen die beiden Dandys so miteinander geplaudert hatten, war der Debardeur, von dem die Rede gewesen, näher gekommen.

Das Mädchen war mittler Statur, hatte eine Taille zum umspannen und doch zugleich volle, üppige Körperformen, die anmuthig durch den knapp anschließenden Anzug aus himmelblauem, mit Silber besetzten Sammt gehoben wurden. Ein Augenpaar, das nicht muthwilliger gedacht werden konnte, blitzte aus der Halbmaske hervor, und unterhalb derselben lachte das verführerischeste Mündchen der Welt, dessen rosige Lippen weißschimmernde, tadellose Zähne wiesen. Was sonst noch jetzt vom Antlitze sichtbar war, ein Theil der reizend geformten Wangen und das runde Kinn mit dem Grübchen, ließ auf ungewöhnlich frische und feine Züge schließen, die jedenfalls von Gesundheit strotzten und einen blendenden Teint haben mußten, wie Hals und Nacken ihn hatten, auf die das kurzgeschnittene, lichtblonde Haar reich herabfiel.

Die Bewegungen des Mädchens, deren Beiname schon seit dem vorigen Fasching „die Debardeur-Tini" war, hatten etwas sinnlich Geschmeidiges, das schon auf den ersten Anblick fesselte.

Dieses Mädchen trat jetzt, mit ihrer Reitgerte fuchtelnd, und auf ihren Hüften graziös sich wiegend, zu den jungen Lebemännern.

„Nun, Tini, wie ist's denn, hast Du Deine ernsthafte Angelegenheit schon ausgefochten?" begann der jugendliche Kavalier mit dem in die Höhe gedrehten Schnurrbart, dem zum Tisch tretenden Debardeur lachend ein Glas Champagner hinhaltend. „Geh', Du solltest hier lieber das ernsthafte Geschäft betreiben, das ich Dir anbiete — trink', und bleib' bei uns!"

„Trinken werd' ich, mein schöner Graf," entgegnete Tini, indem sie das Glas ergriff, „denn für eine echte Wienerin wär' das eine Schand', wollt' ich's nicht thun! Aber bei Euch bleiben kann ich nicht, das gibt's nicht, denn erstens hab' ich noch nicht das gute Werk stiften können, wegen dessen ich hergekommen bin, und zweitens kommt nachher mein Geliebter, da ist's erst recht nichts mit mir! Dein Wohlsein, ungenügsames Graferl!"

Und Tini leerte das Glas auf einen Zug.

„Was der Teufel," rief der junge Graf, halb belustigt zu den Andern am Tische sich wendend, „habt Ihr's gehört? Die Debardeur-Tini ist hier, um ein gutes Werk zu stiften. Vermuthlich will sie eine Kollekte für tugendhafte Stickerinnen machen, damit auch diese

Champagner trinken können, ohne uns dafür verpflichtet zu sein!"

Die Tischgesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Mein schönstes Graferl," erwiderte Tini ernsthaft, „verspotte mir nicht die braven Mädeln, weil sie lieber Wasser in Ehren trinken, als Champagner, den sie doch nur Eurer zweifelhaften Großmuth zu verdanken hätten!"

„Die Tini wird sentimental!" rief einer der Herren.

„Gott bewahre!" lachte das Mädchen auf. „Eher möchte die Welt zu Grunde gehn, mein Schatz! Die armen Stickerinnen, meine Schwestern, sind übrigens närrisch, daß sie's nicht machen wie ich, denn geb' ich Euch nicht oft genug den Beweis, daß man Euren Champagner trinken kann, ohne eine Verpflichtung gegen Euch einzugehen? Aber ich bin halt ein keckes Ding, und die Keckheit ist nicht Jedermanns Sache!"

„Das heißt," versetzte der junge Graf, „es möchte auch nicht einer Jeden gelingen, was einer Debardeur-Tini gelingt!"

„Graf, wenn Du recht haben solltest, da wär's halt gut für mich," antwortete das Mädchen lustig, „denn heute hab' ich hier ein schwer Stück Arbeit zu verrichten! Und 's wird wohl Zeit sein, daß ich daran geh'! Auf Wiedersehen!"

Tini, die schon beim Eintreten in den Speisesaal sich nach allen Seiten umgeblickt hatte, musterte noch-

mals scharf die verschiedenen Gruppen an den Tischen, und wollte dann auf den Fersen eine Schwenkung machen, um sich zu entfernen.

Der Graf hielt sie zurück.

„Halt, Du darfst uns nicht mehr entwischen!“ sagte er, indem er einen Versuch machte, die Taille des Mädchens zu umschlingen und sie zu sich heranzuziehen.

Tini entschlüpfte ihm gewandt und lachte.

„Bleibe doch! Da ist Gefrornes! Einen Sessel für die Tini!“ riefen die Debardeure der kleinen Gesellschaft durcheinander.

„Es kann nicht sein! Ich muß fort! Aber ich spreche schon wieder bei Euch vor!“ betheuerte Tini.

„Vermuthlich besteht ihr gutes Werk darin,“ versetzte einer der Dandys, „daß sie einen Ehemann seiner Frau, oder einen Verlobten seiner Braut abspenstig machen will, um ihn, wenn ihr das gelungen, hinterher auslachen zu können! Dessen wäre dieser kleine Satan schon fähig!“

„Ja, um die Erbärmlichkeit der Männerwelt ins rechte Licht zu stellen,“ entgegnete Tini lächelnd. „Aber nein!“ setzte sie plötzlich ernst hinzu. „Heut' bin ich hergekommen, grad' das Gegentheil zu thun! Ich will einem braven Mädchen — einer von Denen, die halt auch um keinen Preis eine Debardeur-Tini sein könnten — ihren ungetreuen Geliebten wieder zuwenden, den ich hier jedenfalls am Arme einer raffinirten Person finden werd',

einer Schlange, die darauf ausgeht, seine Frau zu werden, weil er unsinnig reich ist!"

„Ah," rief der Graf, „und diese Schlange willst Du unschädlich machen, Tini?"

„Ja," antwortete das Mädchen zuversichtlich, indem sie mit der Reitgerte durch die Luft hieb. „So wahr ich die Tini bin!"

„Das wird interessant, wir werden einen Damenkrieg haben, so gut wie im Burgtheater!" scherzte der Graf. „Zeige uns den Glücklichen, Tini, um den es sich handelt! Ich wette fünf Flaschen Champagner auf die Tini, und das zu ihren Gunsten! Wer hält dagegen?"

„Ich halte dagegen!" rief einer der jungen Herren. „Das darf Dich nicht beleidigen, Tini, es ist nur, damit wir's zu einer pikanten Wette bringen!"

Tini blickte die beiden Dandys nahezu verächtlich an.

„Daß man gegen mich halten will, beleidigt mich nicht!" sagte sie so ernsthaft wie zuvor. „Daß Ihr mir aber zumuthet, ich solle bei dem, was ich aus Theilnahme für ein jetzt unglückliches, braves Mädchen zu thun gedenke, auf Eure Unterhaltung bedacht sein, das könnt' mich wild machen, wenn ich nicht wüßt', daß der Wein aus Euch redet, und daß Ihr gewohnt seid, uns Frauenzimmer alle miteinand' für so selbstsüchtig anzuschau'n, wie Ihr selber es seid! Nichts für ungut, Leuteln," fügte sie hinzu, nach den ersten Worten wieder ihren gewöhnlichen leichten und ungebundenen Ton anschlagend,

„aber ich hab's Euch sagen müssen, damit Ihr nicht glaubt, ich handle für eigene Rechnung, wenn Ihr mich heut' noch mit einem schönen jungen Herrn im Saale daherſteigen seht, und vielleicht meinen Geliebten hinterdrein! Stört mich dann nicht! Und da Ihr einmal doch die Absicht gehabt habt, auf mich Champagner zu riskiren, so ist der grad' genug, den ich jetzt auf meinen guten Erfolg selber trinken werd'!"

Und damit griff das Mädchen zu einer Flasche, sprang mit beiden Füßen zugleich auf den Sessel, den man ihr zuvor hingeschoben hatte, hielt die Flasche an den Mund und that einen tüchtigen Schluck.

Die Herren klatschten in die Hände, die Mädchen lachten.

Tini war im nächsten Augenblicke wieder auf dem Boden, ließ die Champagnerflasche in das Kühlfäßchen zurückgleiten, gab dem Grafen einen leichten Schlag mit der Reitgerte und entschlüpfte in den Tanzsaal.

Sie hatte kaum die Hälfte desselben durchwandert, als sie auf einen jungen Mann stieß, ihn sekundenlang forschend anblickte, und sich dann ohne Weiteres an seinen Arm hing.

Dieser junge Mann aber war der vor kaum einer Viertelstunde unter dem Viadukt Angefallene.

Siebentes Capitel.

Der Teufel siegt.

Der junge Mann, an dessen Arm sich Tini gehängt hatte, war hoch gewachsen, schlank und dabei kräftig gebaut. Wenn man seine muskulöse Gestalt prüfte, so konnte man sich sagen, daß er vielleicht auch ohne die Dazwischenkunft Klaras mit seinen Angreifern unter dem Viadukte fertig geworden wäre, hätten sich diese nicht so unerwartet auf ihn geworfen.

Im entschiedensten Gegensatz zu seiner männlichen Erscheinung waren die hübschen Züge des etwa fünfundzwanzigjährigen Mannes, sie hatten beinahe weibische Umrisse und einen Ausdruck, der unbedingt auf Mangel an Energie hinwies. Es stand dem jungen Herrn deutlich auf der Stirn geschrieben, daß er als ein verwöhntes Muttersöhnchen aufgewachsen sei, von dem mit

übertrieben ängstlicher Sorgfalt Alles war ferngehalten worden, was nur im Geringsten unbequem war und ihn zur Entwicklung eigener Thatkraft genöthigt hätte.

Und das war wirklich der Fall. Rudolf Frühdorf — wir haben den jungen Mann vor uns, der die Eifersucht Paul Kirchners, des auf so klägliche Art um's Leben gekommenen Malers, erregt hatte — besaß eben durch seine Erziehung alle Fehler eines solchen Muttersöhnchens, obwohl er vom Herzen gut war und sonst noch einige vortreffliche Eigenschaften hatte, die aber so wenig wie die Talente, mit denen er begabt, jetzt eigentlich zur Geltung kamen, da der junge Mann nach dem Tode seiner Eltern, der vor etwa zwei Jahren erfolgte, als einziger Erbe eines großen Vermögens in den Tag hinein lebte, ohne einen eigentlichen Lebenszweck zu verfolgen.

In Einem war er aber nicht, wie so manches Muttersöhnchen zu sein pflegt, sobald es in den unbeschränkten Besitz seines Reichthums gelangt ist — Frühdorf war kein Verschwender, er hielt etwas auf sein Vermögen, denn er sah in der Erhaltung desselben die Sicherheit, ein mäßiges, bequemes Leben, wie er es liebte, fortführen zu können. Das hatte ihn denn auch bisher vor falschen Freunden bewahrt, vor Spekulanten, die sich reiche Erben zu ihren Opfern aussuchen.

Dieses machte ihn aber auch oft gegen Leute mißtrauisch, die sich ihm in ehrlicher, herzlicher Weise näherten, und war bereits mehrfach die Ursache geworden, daß

er sich die Liebe und Theilnahme von Menschen verscherzt hatte, deren Selbstgefühl sein Wankelmuth und sein Zweifeln verwundete.

Als sich Tini im Ballsaale an seinen Arm hing, da verkündete seine Miene, daß ihm der blaue Debardeur ungelegen komme.

„Mein Kind," sagte er, indem er einen Versuch machte, seinen Arm aus demjenigen Tinis zu ziehen, „Sie irren sich wohl in mir —?"

Der Debardeur hängte sich fester ein und blickte lächelnd zu dem jungen Manne auf.

„Gott bewahre!" versetzte das Mädchen. „Du bist Rudolf Frühdorf, und da ich eigens hierhergekommen bin, mit Dir zu reden, so wirst Du doch wohl so galant sein, mich fünf Minuten anzuhören! Sag', ist Dir das zu viel?"

Der junge Mann blieb, als er seinen Namen hörte, erstaunt stehen.

Er schaute dem Drbardeur tief in die Augen, hob den durchsichtigen Schleier der Maske und ließ dann den Blick an der Gestalt herabgleiten, die sich ihm mit solcher Sicherheit aufdrängte.

„Ich kenne Sie nicht!" sagte er alsdann gedehnt.

„Das weiß ich sehr wohl," bemerkte Tini, „aber ich kenne Dich desto besser, Rudolf!"

„Sie nennen meinen Namen, aber den hat Ihnen Jemand gesagt."

„Ich kenne Dich, das ist genug!"

„Und was wollen Sie? Ich kann Sie hier nicht führen, und —"

„Komm, verlassen wir das Gewühl hier, dort ist zufällig ein Divan leer, setzen wir uns, wenn Du mich nicht herumführen kannst."

„Es thut mir leid, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können," antwortete Frühdorf ungeduldig — „man erwartet mich!"

Und der junge Mann versuchte nochmals, sich von dem Debardeur loszumachen.

„Auch das weiß ich," flüsterte ihm Tini zu, „und ich will Dich keineswegs hindern, Klara Günther zu sehen —"

„Wie?" unterbrach sie Frühdorf hastig und erstaunt, indem er die Augen von Neuem forschend auf das Mädchen richtete. „Auch die Klara ist Dir bekannt? Vielleicht bist Du eine Freundin von ihr?"

„Davor wolle mich der Himmel bewahren!" rief Tini auflachend. Dann fuhr sie ernst fort: „Ich kenne Euch beide auf dieselbe Weise — aus Euren Thaten."

„Was soll das heißen?"

„Komm, verlieren wir hier nicht viele Worte, sonst wird der Divan dort besetzt."

„Aber Du weißt, daß mich Klara erwartet —"

„Eben darum mußt Du mir auf fünf Minuten folgen!"

Frühdorf, der sich in der Garderobe seines Paletots und Shawls entledigt hatte und nun im schwarzen

eleganten Anzug neben Tini stand, griff in die Brusttasche seines Fracks.

„Sie wünschen vermuthlich, mein Kind," sagte er lächelnd — „daß ich mich durch Punsch oder Gefrornes von Ihnen loskaufe. Hier ist —"

Tini ließ ihn nicht ausreden. Sie hielt Frühdorf davon ab, seine Brieftasche zu ziehen.

„Laß das gehen, Freund Rudolf!" flüsterte sie in entschiedenem Tone. — „Ich will Dein Geld nicht, denn ich bin für Dich hier kein lustiger Debardeur. Ich habe Dir, bevor Du die Klara aufsuchst, eine ernste Geschichte zu erzählen, eine sehr ernste!"

„Mir? Und das an solchem Orte?"

„Ein Debardeur kennt keinen heiligern! Ich hätte freilich dennoch gewünscht, Dir anderswo zu begegnen! Doch genug, Du mußt, Du wirst meine ernste Geschichte hier hören! Du sollst in einer Sache Richter sein, wo es sich um das Lebensglück zweier Menschen handelt! Du hast ein gutes Herz, Rudolf, und bist, ich zweifle nicht daran, ein Mann von Ehre! Du wirst das Rechte finden! Komm!"

Und der Debardeur zog den zögernd folgenden jungen Mann mit sich zu der kleinen Estrade, die den Ballsaal vom Speisezimmer trennt.

Dort ließen sie sich auf einen Divan nieder.

Als Tini neben Frühdorf auf dem Divan saß, da sah sie, daß der junge Mann zerstreut seinen Blick über

den Saal hingleiten ließ, in dem gerade jetzt die Musik schwieg.

„Höre mich aufmerksam an, sag' ich Dir," flüsterte sie, eine Hand auf den Arm Frühdorfs legend, „es müßte Dich früher oder später gereuen, wenn Du's jetzt nicht thätest!"

„Ich bitte Sie, sich mit Ihrer ernsthaften Geschichte zu beeilen!" entgegnete Frühdorf ungeduldiger als zuvor, indem er nun das Mädchen anblickte. „Sie sehen, ich bin hier auf der Folter!"

„Nun gut!" begann Tini. „Und ich werde mich kurz fassen. Vor etwa einem Jahre kam ein junger Mann täglich in ein Gasthaus, das in der Josefstadt liegt. Der Wirth hatte vor einigen Jahren das Unglück, bei einem Brande in der Nähe seines Hauses, als er hilfreiche Hand mit anlegte, von einer Mauer herabzustürzen und durch die Erschütterung, welche der Fall ihm verursachte, das Gehör zu verlieren. Seit jener Zeit leitete der Sohn das Geschäft, denn eine Mutter war nicht da.

„Dem armen Wirthe, der sein Geschäft nicht mehr betreiben konnte, obgleich er noch rüstig war, ging's doch noch gut, oder eigentlich besser als zuvor, denn der Sohn, der vom Reisen nach Hause gekommen war, führte die Wirthschaft so, daß der taube Alte eine Lust daran haben konnte, und sein einziges Töchterlein war in der Küche und im Gastzimmer als Aufschreiberin so brav, dabei mit den Leuten so manierlich, daß es eine Freude war, ihr zuzuschauen. Das mag der Alte auch gedacht

haben, d'rum war das Mädchen sein Alles und ist's noch, seine größte Lust. Aber wie der Alte, so hing auch der Bruder an dem hübschen Geschöpfe und alle Gäste hatten's gern, wie sie denn auch auf dem ganzen Grunde die schöne Kathi genannt worden ist und bis zur Stunde noch so heißt, nicht allein wegen ihres Aussehens, sondern auch weil sie ein Benehmen hat, wie's sich für eine feine Dame schickt und sich zu kleiden weiß, und doch dabei nicht stolz ist. Das hat dem jungen Manne, von dem ich zuvor gesagt hab', wahrscheinlich noch mehr eingeleuchtet als den andern Gästen, und er hat sich närrisch in sie verliebt. Das wär' nun wohl dem Katherl geheim geblieben — denn beworben haben sich alle um das Mädchen, und aufdringlich ist der junge Mensch auch nicht gewesen — wenn sich zufällig nicht das Katherl ebenso in den jungen Herrn verliebt hätt', wie er in sie. Da konnt's denn freilich nicht lange dauern, daß eine Liebschaft d'raus entstehen mußte. Vater und Bruder hätten's lieber gesehen, wenn Aussicht dagewesen wäre, die Kathi noch lang' im Geschäfte behalten zu können, aber sie waren nicht eigennützig und haben sich gedacht: Die Kathi macht ihr Glück, denn der junge Mann ist brav! — Und da haben sie die Sache gehen lassen wie sie gegangen ist. So wird er denn von Stunde an als Bräutigam betrachtet, dieser junge Mann — wie hat er doch geheißen? — ja, richtig, Rudolf, grad' wie Du, lieber Schatz!"

„Was — was soll dieses Alles?" stotterte Frühdorf

beklommen, der schon zu Anfang der Erzählung die Farbe gewechselt und unruhige Blicke auf den Debardeur an seiner Seite geschossen hatte. „Wer bist Du, Mädchen? Und warum willst Du hier —“

„Still!“ unterbrach ihn Tini energisch und ernst. „Hör' mich zu Ende! Das Mädchen war eine sogenannte gute Partie, wie die Leut' sagen,“ fuhr sie erzählend fort, „denn sie hat Geld, der Herr Rudolf aber war eine noch bessere, denn er ist ein Millionär, wie's heißt. Das Letzte war ein Unglück für Beide, denn es dauerte nicht lang', da bildete sich der junge Mann ein, die Kathi, ihr Bruder und der Alte spekuliren auf seinen Reichthum, und als der Bruder das merkte, da hat er die Kathi vorgenommen, hat ihr erklärt, was ihre Ehre fordert, und dem jungen Manne die Thür gewiesen. Die Kathi aber hat bitterlich geweint, sie war ganz verzweifelt, hat aber eingesehen, daß es nicht anders sein könne! Und als der junge Mann dann gekommen ist und seine Fehler bereut hat, da hat die Kathi ihn nicht sehen wollen. Wer weiß, ob er nicht nochmals so schlecht von mir, von uns Allen denkt? hat sie gesagt.“

„Ja, das war ihre Liebe!“ murmelte Frühdorf halblaut und voll Bitterkeit auflachend.

„Das ist vor sechs Wochen geschehen!“ fuhr Tini ruhig fort. „Der junge Mann hat sich inzwischen an ein anderes Frauenzimmer gehängt — das war *seine* Liebe!“

„Kannst Du es wissen, ob er es nicht vielleicht aus

Verzweiflung gethan?" antwortete Frühdorf dumpf, das Mädchen anstarrend.

„Eine raffinirte, schlechte Person hat dem Unerfahrenen durch allerlei falsche Künste den Kopf verdreht!" sagte Tini mit schneidender Schärfe.

„Klara ist weder schlecht noch raffinirt!" erwiderte Frühdorf heftig.

„Wer einen Geliebten hat und um einen Andern sich bewirbt, ist schlecht!"

„Sie hat geschworen, daß sie den Maler niemals liebte, sondern nur als den Freund ihres verstorbenen Bruders duldete. Eine harmlose Freundschaft, die sie auflösen wird —"

„Um den Millionär zu heiraten!"

„Klara ist uninteressirt, sie weiß nicht, daß ich reich bin!"

„Sie weiß es und betrügt Sie, Rudolf, indessen Kathi sich abzehrt und — stirbt!"

Frühdorf fuhr von seinem Sitze empor. Er starrte die ebenfalls sich erhebende Tini erschrocken an.

„Reden Sie die Wahrheit?" flüsterte er mit bebender Stimme und setzte mißtrauisch hinzu: „Oder sind Sie eine Abgesandte Kathis, die —"

„Herr von Frühdorf," unterbrach ihn Tini in eindringlich herzlichem Tone, „Kathi hat zu viel Selbstgefühl, als daß sie Ihnen die Hand zuerst bieten sollte; sie ahnt nicht, daß ich ihr das Wort rede; aber ich schwöre Ihnen zu Gott, daß das Mädchen stirbt, wenn Sie

nicht zu ihr zurückkehren! Kommen Sie, verlassen Sie den Saal, ohne Klara gesehen zu haben!"

„O, mein Gott!" stotterte der junge Mann bestürzt.

In diesem Augenblicke tauchte hinter ihm ein anderer, in schwarzen Sammt mit Gold gekleideter Debardeur auf.

„Rudolf," flüsterte ihm die Stimme desselben anscheinend in furchtbarer Angst zu, „es ist ein entsetzliches Unglück geschehen! Folgen Sie mir, sonst bin ich verloren!"

Frühdorf fühlte sich fortgezogen. In gleichem Momente aber auch sah er, daß zwei Herren in Dominos Tini den Weg vertraten, und vernahm, wie einer derselben ihr zurief: „Schlange, ich habe Deine letzten Worte wohl gehört!"

Während der in schwarzen Sammt gekleidete Debardeur Frühdorf mit sich fortzog, befand sich der junge Mann in heftiger Erregung.

„Sind Sie es, Klara?" stammelte er.

„Ja!" hauchte der Debardeur. „Beeilen wir uns, Rudolf, hier können wir nicht miteinander reden!"

Das waren die einzigen Worte, welche die Beiden mit einander wechselten, während sie sich durch die Menge drängten.

Sie verließen den Saal. Klara zog ihren Begleiter zu einem Korridor des Gebäudes, der im Augenblicke wenig belebt war.

Nun stand sie still und riß die Maske ab.

Frühdorf fuhr betroffen einen Schritt zurück. Klara sah bleicher aus als gewöhnlich, ihre schönen Züge waren dem Anscheine nach durch Angst entstellt, ihr Blick war offenbar wirr und verstört.

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen, Klara?“ rief der junge Mann bestürzt.

Plötzlich war es, als durchfahre das Mädchen ein furchtbarer Schreck.

„Himmel,“ keuchte sie hastig und halblaut, „die Verzweiflung hat mich jede Vorsicht vergessen lassen! Niemand darf mich hier erkennen und sehen, daß ich mit Ihnen diese Nacht eine Zusammenkunft habe, denn sonst würde sich eine schreckliche Anklage, ein entsetzlicher Verdacht auf mich wie auf Sie häufen!“

Und Klara nahm schleunig die Maske wieder vor, welche sie kaum erst abgerissen hatte.

Sodann glitt ihr Blick rasch den Korridor entlang und über die wenigen Leute hin, die dort gingen.

Und wie sie sich unbeachtet sah, da warf sie sich wie verzweifelt an die Brust Frühdorfs. Dieser fühlte, daß der Körper des Mädchens krampfhaft zucke.

„Sie sprechen in Räthseln!“ murmelte Frühdorf. Sie sind außer sich! Martern Sie mich nicht länger — was hat sich ereignet?“

„Paul Kirchner hat sich erschossen!“ flüsterte Klara dumpf.

Frühdorf fuhr auf, als habe er einen Messerstich erhalten. Er war blaß, seine Lippen zitterten, schreckhaft starrte er auf Klara.

„Wie? Hör' ich recht? Kirchner —?" brachte er mühsam hervor.

„Er hat sich erschossen," keuchte die Heuchlerin, indem sie alle Kunst der Verstellung in Stimme und Blick legte — „vor meinen Augen, vor Gästen, die er sich in seine Wohnung geladen hatte! Doch gehen wir fort, Rudolf, hier können wir nicht reden — ich bin einer Ohnmacht nahe —! Frische Luft wird mir wohlthun! — Hier ist meine Garderobemarke, holen Sie Ihren Paletot und meinen Mantel!"

Klara ließ sich auf einen Sessel gleiten, Frühdorf schoß in fieberhafter Aufregung fort. In wenigen Minuten war er mit den Kleidern da. Dann führte er das Mädchen hinweg. Klara stützte sich wie erschöpft auf ihn.

Sie schlugen die Richtung nach der Wohnung des Mädchens ein.

Sie waren, hastig vorwärts schreitend, kaum aus dem Gewirre der Fuhrwerke hinaus, die das Sofienbad umstanden, als Frühdorf ängstlich fragte:

„Wie ist Ihnen, Klara?"

„Besser!" stammelte das Mädchen.

„Und wie ist das Entsetzliche vor sich gegangen?" forschte Frühdorf.

„Still! Weiter! In meiner Gasse sage ich Ihnen Alles!" hauchte Klara.

Das Paar erreichte nach wenigen Schritten die kleine Straße, in der Klara wohnte.

Diese blieb stehen. Sie sah und hörte Niemanden in der Nähe und preßte nun ihren Körper krampfhaft an den ihres Begleiters. Dann riß sie von Neuem die Maske ab und athmete hoch auf.

Sie wollte sich keines Mittels berauben, das wirksam sein konnte. Und wie sehr wirken nicht angstvolle schöne Züge auf einen Mann!

„Werde ich jetzt die Ursache des Selbstmordes erfahren?“ flüsterte nun Frühdorf. — „Doch nicht etwa —?“

Er stockte in heftigster Unruhe.

„Meine Liebe zu Ihnen,“ stöhnte Klara, „hat ihn in den Tod getrieben. Heute gab ich dem Paul die Erklärung, daß ich nie die Seine werden könne, daß mein Herz und all' mein Denken Ihnen angehöre, Rudolf, und ich mir eher Tag und Nacht in meinem Kämmerchen bei der Arbeit die Finger zerstechen wolle, bis so viel beisammen sei, Sie, Rudolf, heiraten zu können, als die Frau eines Menschen zu werden, der mir als Jugendgespiele und Freund meines seligen Bruders wohl werth sei, den ich aber doch nicht zum Manne nehmen möchte, und würde er bis zum Halse in Gold stecken! So in der Art habe ich's gesagt, was er, wenn auch nicht so bestimmt wie heute, schon früher hat hören müssen. Darauf hat er bitter gelacht und geantwortet, ich werde es schon bereuen, er sehe aber ein, daß er mich aufgeben müsse, und so möge ich ihm nur gestatten, in mei-

ner und einiger Freunde Gesellschaft bei ihm noch einmal lustig sein zu dürfen."

„Und Sie gingen?"

„Ich ging arglos mit einigen Bekanntinnen zu ihm, ich ahnte nicht, daß er beschlossen hatte, sich vor meinen Augen zu tödten. Wir waren heiter in dem kleinen Kreise, auch Paul ward es anscheinend. Konnten wir denken, daß er die Pistole, die an seiner Wand hing, schon für sich geladen habe? In der Fröhlichkeit meines Herzens forderte ich ihn auf, den alten Menschen in sich zu erschießen und ein neuer zu werden! Er faßte den Scherz auf, griff zur Pistole, die wir ungeladen wähnten und — erschoß sich!"

„Entsetzlich!" murmelte Frühdorf.

„Mehr todt als lebendig kam ich nach Hause. Ich bin elend, Rudolf, meine Liebe zu Ihnen hat ein Menschenleben gekostet! O hätten wir einander nie gesehen! Böse Menschen werden mich verleumden, einen Theil der Schuld an dem Tode Pauls auf mich wälzen. Die Sache wird ein unglückliches Aufsehen machen. Sie werden mich verlassen, Rudolf, dann habe ich schuldlos durch einen unseligen Zufall einen Freund und den Geliebten verloren! O, mein Gott, ich habe Niemanden auf der Welt, als Sie! Verlassen Sie mich nicht, ich kann nicht ohne Sie leben!"

„Klara, wo denkst Du hin! Ich Dich verlassen?" stammelte der junge Mann, das krampfhaft schluchzende Mädchen umschließend.

Das Paar blieb so einige Minuten lautlos stehen. Dann machte sich Klara sanft los.

„Geh', Rudolf, flüsterte sie zärtlich, „wir müssen diese Zusammenkunft geheim halten, daß die böse Welt nicht glaube, wir haben gegen den Todten ein abgekartetes Spiel getrieben. Leb' wohl! Geh' nicht weiter mit!"

„Leb' wohl! Ich komme morgen zu Dir!" flüsterte Frühdorf, das Mädchen nochmals umarmend.

Klara schlich dann dem Hause zu, in dem sie wohnte.

„Ich kann dieses Mädchen nicht verlassen," murmelte Frühdorf in sich hinein, als nun auch er ging, „jetzt vollends nicht, ich wäre ein Schurke! — Und Kathi?"

In düsteres Brüten verloren setzte er seinen Weg fort. —

Achtes Capitel.

Die schöne Kathi.

Seit sich das ereignete, was in den vorstehenden Kapiteln erzählt worden ist, waren acht Tage etwa vergangen.

Da saß in der Josefstadt im ersten und einzigen Stocke eines hübschen Hauses ein junges Mädchen am Fenster.

Wir dürfen weder das Haus noch die Gasse bezeichnen, in der es liegt, denn diese Geschichte hat sich wirklich ereignet, und wir können nicht indiskret sein.

Wie das Mädchen so am Fenster saß, da hielt sie sich vorübergebeugt; sie that das ohne alle Frage, um ihr Antlitz hinter den Rosenstöcken, die in zierlichen Geschirren neben ihr standen, vor nachbarlichen Späher-

blicken verbergen zu können, denn die Straße war nicht gar breit und jenseits in den andern Häusern fand sich wohl immer der Eine oder der Andere, dem etwas daran liegen mochte, ein schönes Mädchen zu beobachten.

Und diese, die hinter den Rosen nun den Kopf stützte, war in der That anmuthig, obwohl man es den herrlichen großen braunen Augen, die nun gesenkt waren und auf einen Punkt starrten, sogleich ansah, daß sie kürzlich erst Thränen vergossen hatten, und auch die schmalen, beinahe kränklich blassen Wangen erkennen ließen, daß ein schwerer Kummer das Herz des Mädchens drücke, ein Schmerz, der ohne Zweifel bereits wochenlang angedauert haben mußte. Ungeachtet der Trauer, die sich in der unentschlossenen Haltung und dem Angesichte des jungen Frauenzimmers aussprach, war das Mädchen schön zu nennen, ja, der Schmerz hob sogar die Feinheit ihrer Züge, und ließ sie noch edler erscheinen, als sie an und für sich schon waren.

Ein einfaches Hauskleid umschloß die schlanke Gestalt, das üppige Haar war kunstlos geordnet, man sah es der ganzen Erscheinung an, daß der Gram, der sie erfüllte, jetzt in dem Mädchen nichts von jener weiblichen Eitelkeit hatte aufkommen lassen, die bei einem schönen Kinde von neunzehn Jahren so verzeihlich ist, und von der selbst die anspruchslosesten Wesen nicht frei sind, aber auch nicht frei sein dürfen, schon der Nettigkeit halber, die doch Jedem wohlgefällt. Vernachlässigt hatte das Mädchen am Fenster ihr Aeußeres gerade nicht, aber

auch nichts dafür gethan. Wie hätte sie auch auf dergleichen denken können, zu einer Zeit, wo sie die Nichtigkeit alles Irdischen kennen gelernt hatte — denn sagen wir es nur gleich, jenes Mädchen war Kathi Stenzinger, die verlassene Braut Frühdorfs.

Sie mochte etwa eine Viertelstunde dagesessen sein, immer tiefer in Träumerei versinkend, als sich eine Thür des Zimmers öffnete, das sich durch seine freundliche und behäbige Einrichtung als das Wohngemach wohlhabender Bürgersleute kundgab.

Ein junges Mädchen schob, bevor sie eintrat, den Kopf durch den Thürspalt und schüttelte ihn mit treuherzig betrübter Miene, als sie Kathi so tiefsinnig sitzen sah.

Dann huschte sie in's Zimmer. Sie kam jedenfalls von der Gasse, denn sie trug Hut und Mantel. Ihre Kleidung war schlicht aber nett.

Wer von den Besuchern der Maskenbälle hätte in diesem bescheiden und doch zuversichtlich fest auftretenden bildhübschen Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren den ausgelassenen, tollen Debardeur, die Tini erkannt? Und doch war sie's.

Kathi bemerkte das Eintreten der braven Näherin nicht, denn sie war jetzt völlig in ihren Kummer versunken.

Tini schlüpfte bis dicht zum Sessel der Wirthstochter und räusperte sich dann sehr vernehmlich.

Kathi fuhr aus ihrem Brüten auf und wendete ihr Gesicht der Besucherin zu.

„Wer wird denn immer so niedergeschlagen sein," begann Tini gutherzig, „und das um einen Liebhaber, der's nicht verdient, daß man sich um seinetwegen die Augen roth weint!"

Kathi stand auf.

„Sie waren so gut," sagte sie sanft, „mir Nachrichten über ihn zu versprechen, bringen Sie mir solche? Oder sind Sie nur gekommen, heute bei uns zu arbeiten?"

„Das nicht, Fräulein," versetzte Tini, „ich muß heut' noch zu der Frau Selcherin Marauer, die gute Dame ist genau. Ich hab' aber hier nicht vorübergehen können, ohne bei Ihnen vorzusprechen, denn eine Nachricht bring' ich freilich! Aber nun ich leider seh', daß Sie ganz kleinmüthig gegen früher sind, Fräulein, daß Sie so gar keinen Muth mehr haben und keine Festigkeit, gegen das Unglück anzugehen, — da trau' ich mich denn nicht recht mit dem heraus, was ich weiß!"

„O, reden Sie, Tini," rief Kathi lebhaft, die Hand des Mädchens ergreifend. „Es hat nicht den Anschein, aber ich bin doch auf Alles gefaßt! Mein Gott," fuhr sie schmerzlich fort, sich auf die Lehne des Sessels stützend, „was werde ich Alles hören müssen!"

„Nun denn," begann Tini, „der Herr von Frühdorf ist vollständig in den Händen dieser Person, der Kirchner-Klara! Und obgleich er recht gut weiß, daß sich

wegen des raffinirten Frauenzimmers erst vor acht Tagen ein junger Mensch todtgeschossen hat, der mit ihr durch mehrere Jahre ein intimes Verhältniß gehabt haben soll, obgleich ihm bekannt ist, daß diese Klara noch immer wegen des Todesfalles Verhöre zu bestehen hat, da hinter der Geschichte ein Geheimniß stecken soll, setzt er sich doch über den Skandal hinweg und geht mit dem Mädchen."

„Wie? Diese Klara ist nicht verhaftet?"

„Nein! Der Herr von Frühdorf hat eine bedeutende Kaution für sie erlegt."

„O mein Gott!" stammelte Kathi. „Es ist also völlig erwiesen, daß er dieses Mädchen liebt! Ich bin unglücklich — unendlich, namenlos unglücklich!"

Kathi wankte einen Schritt vorwärts.

Dann sank sie wie entkräftet auf den Sessel zurück, an dem sie sich zuvor gehalten.

Sie bedeckte das Antlitz mit ihren Händen.

Tini trat theilnahmvoll an sie heran. Die Züge des Mädchens verkündeten ihren entschlossenen Charakter, der weder in Freud noch Leid so leicht vor etwas zurückschreckte.

„Muth, Fräulein," sagte sie,„ Muth, wir sind noch nicht am Ende!"

Kathi blieb regungslos sitzen.

Tini betrachtete die Arme einige Augenblicke.

„Der Herr von Frühdorf ist jetzt vollständig verblendet, das ist wahr," sagte sie alsdann, „und ich

will doch darauf schwören, Fräulein, daß er nur Sie liebt!"

„Wie ist das möglich, wenn er selbst seinen guten Namen einer Andern preisgibt?!" schluchzte Kathi, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Verstehen Sie mich recht, Fräulein, es liegt gegen jene Klara eigentlich nichts Verbrecherisches vor, wenigstens kann man ihr, so hab' ich gehört, bis jetzt nichts beweisen, und nur ihr Charakter, nicht ihre Handlungsweise, erscheint in Folge der Angelegenheit in einem zweideutigen Lichte. Herr von Frühdorf sieht in dem Mädchen eine Verkannte, sie hat ihm Gott weiß was vorgespiegelt, er ist vielleicht weniger strafbar, als Sie glauben! Aber Sie hören mich nicht, Fräulein?"

Kathi ließ die Hände vom Antlitze herabsinken, das sich jetzt von Thränen überströmt zeigte.

„Er liebt mich nicht mehr, er hat mich wohl nie so geliebt, wie ich ihn!" lallte sie.

Als sie diese Worte aus tiefster Seele hervorjammerte, da öffnete sich fast neben ihr eine Thür.

Eine seltsame Gestalt schob sich vom anstoßenden Kabinet herein.

Kathi wendete sich rasch ab, dieser sonderbaren Erscheinung ihr nasses Angesicht zu verbergen.

Aber es war zu spät gewesen, der Mann, welcher eintrat, der Vater Kathis, hatte bereits Alles bemerkt.

Er ging auf das Mädchen los, und das geschah in eigenthümlicher Weise, denn der alte Stenzinger vermochte

nur voraus und in die Höhe zu blicken, wenn er stehen blieb, da sein Rücken so sehr gekrümmt war, daß er fast immer das Antlitz dem Boden zuwenden mußte, auf dem er sich nur schwer und schleppend fortbewegte.

Er trug das graue Haar lang, es hing daher über sein Gesicht herab und verdeckte dieses, wenn man den Alten von vorn sah. Sobald Stenzinger mit Einem reden und ihn dabei anschauen wollte, blieb er stehen und mußte eine eigenthümliche Bewegung machen, um den Oberkörper so weit nach rückwärts zu bringen, daß er sein Gegenüber erblicken konnte. Geschah dieses, dann strich er sich gemeiniglich das lange Haar von der Stirn oder er schüttelte auch den Kopf so, daß die langen Haarbüschel ihm zu beiden Seiten des Antlitzes über die Wangen zurückfielen. Er machte diese Bewegung aber nur selten, eben nur in ganz außergewöhnlichen Fällen, denn er sprach fast nie zu den Leuten, und ihn redete Niemand an, es kannte ja ein Jeder, der in das Haus kam, das Leiden des alten Mannes und wußte, daß man sich ihm nur schwer verständlich machen konnte.

Sowohl die gebückte Haltung als auch die Taubheit Stenzingers stammte von dem unglücklichen Falle her, den der Mann gethan, als er bei dem vor einigen Jahren im Nachbarhause ausgebrochenen Feuer beim Löschen geholfen hatte, wie der Leser bereits aus dem Gespräche Tinis mit Frühdorf im Sofienbadsaale weiß. Der krummen Haltung des Mannes war nicht mehr abzuhelfen, hatte der Arzt erklärt, die Taubheit aber, so

war sein Ausspruch gewesen, könne, da sie jäh durch eine Erschütterung entstanden, eine solche oder ein plötzlicher furchtbarer Schreck, eine ungewöhnlich starke Nervenaufreizung auch wieder beseitigen.

Die Züge Stenzingers waren voll und verschwommen, sowie auch seine Gestalt trotz seiner Gebrechlichkeit sich noch gedrungen zeigte, denn er war ein stämmiger Mann gewesen. In seinem tief gefurchten Angesichte machten Gutherzigkeit und mürrischer Trotz einander den Rang streitig, wie das bei allen jenen wackern Menschen der Fall ist, die ein körperliches Uebel vom Verkehr mit der Welt absperrt und zwingt, die meiste Zeit vor sich hin zu brüten.

Schon in der Thür hatte Stenzinger seinem Oberkörper jenen eigenthümlichen Schwung nach rückwärts gegeben, wodurch er sich einen Blick auf seine Umgebung verschaffte, und so war denn das von Thränen überflossene Antlitz seiner Tochter sogleich von ihm entdeckt worden.

Nun er vor Kathi stehen blieb, warf er sich nochmals hintenüber, schüttelte das graue Haar aus dem Gesicht und schaute auf das Mädchen mit einem Gemisch von Wehmuth und Aerger.

„Ich seh's schon, seh's schon," schnarrte er in jenem unsichern Tone, der den Leuten eigen zu sein pflegt, die ihre Stimme nicht hören, „brauchst Dich nicht von mir abzuwenden! Taub bin ich, aber nicht blind, nein, blind durchaus nicht, versteh' mich auf Geberden, kannst Dich

nicht verstellen, Katherl, sollst es auch nicht! Kannst es nicht verwinden, daß der Schelm nicht mehr zu uns kommt, der erst so glatt und rechtschaffen gethan hat, — kannst es nicht, hab's längst heraus! Und wirst darauf gehen, armes Katherl, wirst sterben, und ich alter Mann werd' da bleiben in der Welt — 's gibt keine Gerechtigkeit!"

Kathi hatte rasch ihre Augen getrocknet und sah nun den Vater an. Sie schüttelte den Kopf und machte eine Bewegung, die ausdrückte, daß der Vater keine Ursache habe, sich zu beunruhigen. Dann gab sie ihm pantomimisch zu verstehen, daß sein Frühstück längst im anderen, an das Wohnzimmer stoßenden Kabinet bereit stehe.

„Ei was," schnarrte der Alte, „mir schmeckt nichts mehr, seit Du herumgehst, als wärst Du schon im Todtenhemd, ja, im Todtenhemd! Aber wenn Du mir stirbst, dann — dann weiß ich schon was ich thu' — Gott möge mir's verzeihen — dann bring' ich ihn um, den feinen Herrn, der Dir's angethan hat — ich — wer sollt's denn sonst thun? — Dein Bruder ist ein Narr mit seinem Stolz — sich damit zu begnügen, seinen Feind zu verachten, das ist nur für vornehme Leut', die ihre Gefühle auf die Wagschale legen, — ja, für vornehme Leut'! Und Du, Katherl, bist auch so ein Ding, das falschen Edelmuth hat, — wirst sterben darüber, und den Schelm wird's nicht weiter kümmern. — Aber

ist Niemand sonst da, Dich zu rächen, armes Kind, der alte Krüppel wird's thun, ja, der Krüppel!"

Kathi streckte dem Vater begütigend die Hände entgegen, dieser aber schleppte sich, grollend und schmerzbewegt zugleich, zu einem Lehnsessel, der im Winkel des Gemaches stand. Schwerfällig ließ er sich nieder und stützte den Kopf in seine beiden zitternden Hände, seine Umgebung ferner nicht beachtend. Wie erstarrt saß er finster brütend da.

Tini wollte zu der Wirthstochter reden. Da ging die Thüre auf, welche zur Stiege führte. Ein Bursche aus dem Gastzimmer erschien.

„Ein Herr ist unten, der Sie dringend zu sprechen wünscht!" sagte er, sich an Tini wendend.

„Mich?" fragte Tini erstaunt. „Was kann er wollen?"

„Es handle sich um eine sehr ernste Sache, hat er gesagt!"

Tini stutzte. Dann trat sie zu Kathi, drückte ihr die Hand und flüsterte:

„Fräulein, mir sagt eine innere Stimme, Ihnen wird geholfen werden! Ich bitt' Sie, verlieren Sie nicht den Muth!"

Und Tini folgte dem Burschen.

Neuntes Capitel.

Ein braver junger Mann.

Als Tini die Stiege hinuntergegangen war, da sagte ihr der kleine Kellner: „Fräulein, der Herr, der Sie zu sprechen wünscht, steht dort unter'm Hausthor!"

Der Bursche verschwand in die ebenerdige Gasthauslokalität. Tini aber schritt durch den Hausgang vor.

Sie sah an der Thür desselben einen Herrn stehen, der ihr den Rücken zugewendet hatte.

Anfänglich war sie auf den Gedanken gekommen, ihr Geliebter erwarte sie, der Stefan, oder richtiger der Baron — denn der Gauner hatte nicht allein bei seiner ehrlichen Geliebten den Namen Stefan Baron Rost angenommen, sondern es nannte der Abenteurer sich auch so gegen Jedermann, den erborgten Titel ausbeutend.

Tini war aber schon auf der Stiege anderer Meinung geworden; sie erinnerte sich sehr wohl, daß sie Stefan nie von einer ihrer Kundschaften hatte abrufen lassen, und zwar auf ihren Wunsch. Sie war ein seltsames Mädchen, die Ausgelassenheit selber dort, wo es sich um Tanz und Lustbarkeiten handelte, und wieder doch gesetzt, zurückhaltend, auf ihren guten Leumund bedacht, aber ohne Ziererei und Heuchelsinn, sobald sie den feschen Debardeur ausgezogen und mit der fleißigen Näherin vertauscht hatte.

„Was kann ich davor," pflegte sie zu sagen, wenn man sie auf solchen Gegensatz aufmerksam machte — „ich hab' halt meine tollen Stunden, und 's ist keine Schand', lustig zu sein, ich bin eine Wienerin! Trotzdem muß man aber doch bei der Hand sein, wenn's gilt, sich ehrlich durch die Welt zu schlagen!"

Tini hatte noch einen andern Grund, sich überzeugt zu halten, daß Stefan sie hier nicht aufsuchen werde, — sie war mit ihm seit jener Ballnacht im Sofiensaale ein wenig gespannt; er hatte sie ziemlich stark mit Eifersucht geplagt, nachdem er sie an der Seite Frühdorfs gefunden, und ihre letzten an diesen gerichteten Worte anders gedeutet, als sie gemeint gewesen.

Wie Tini nun so die Gestalt des Harrenden unter'm Hausthore prüfte, da sagte sie sich: „Was soll das heißen? Das ist ja ein Fremder!"

Aber sie irrte sich doch. Denn als der Mann nun ihren Schritt hinter sich hörte und sich nach ihr umwen-

dete, da erkannte sie die freundlichen, einnehmenden Züge eines jungen Herrn, der mit ihr in demselben Hause und in demselben Stocke, also in ihrer unmittelbaren Nähe wohnte.

Aber auch dem Leser ist dieser junge Mann bekannt — es ist Hermann Lohfeld, jener vollbärtige Künstler, welcher in der Nacht, als Paul Kirchner die Pistole auf sich abdrückte, so warmen Antheil an dem Unglücke und der Ehre seines Freundes und Kameraden genommen hatte.

Tini kannte ihren Nachbarn vielleicht schon seit einem Jahre. Sie war ihm öfter auf der Hausstiege begegnet, dann hatten sie einen Gruß und einige freundliche Worte gewechselt, auch auf Bällen hatten sie einander getroffen, wo die „Debardeur-Tini" sich in vollem Glanze zeigte, und in wilder Ungebundenheit gehen ließ, dort hatte das Mädchen den jungen ernsten Mann so gut wie gar nicht beachtet, und jedenfalls nicht ein einziges Mal gewahrt, daß er ihr tolles Treiben mit einem gewissen Bedauern beobachtete, und sie mit einer Art trüben Theilnahme in zurückhaltender Weise nicht aus den Augen ließ.

Jetzt trat er ihr im Hausflure entgegen und grüßte artig. Tini erwiderte den Gruß, blickte aber den jungen Künstler befremdet an.

„Ei, Herr Nachbar," sagte sie, „Sie sinds, der mich zu sprechen wünscht? Wie haben Sie's denn erfahren, daß ich hier sei?"

„Ich war an Ihrer Thür," versetzte Lohfeld, „und

fand sie verschlossen. Unsere Hausmeisterin, die grade die Stiege hinaufging, gab mir den Rath, Sie hier aufzusuchen."

„Und wie komme ich denn zu der Ehre, Herr von Lohfeld — was wünschen Sie denn?" fragte Tini erstaunter als zuvor.

„Das ist nicht in zwei Worten abgemacht, Fräulein," versetzte der Maler, „und ich sehe, daß Sie sich zum Fortgehen gerüstet haben!"

„Ja, ich arbeite hier heute nicht, und habe nur im Vorbeigehen ein Wort mit dem Fräulein Stenzinger reden müssen. Ich kann mich auch jetzt nicht lange aufhalten, Herr Nachbar!"

„Gut, so erlauben Sie mir, daß ich Sie eine Strecke begleite."

„Das können Sie thun!"

Das Paar verließ den Hausflur.

„Ich muß nach dem Spittelberg hinüber," sagte Tini, „da können wir über's Glacis gehen."

Tini und der Maler schlugen die Richtung nach dem Glacis ein.

„Sie haben mir durch den Gasthausburschen sagen lassen," eröffnete Tini das Gespräch, „daß Sie mir dringend etwas Ernstes mitzutheilen hätten?"

„Ja, Fräulein, ich hoffe von Ihnen einige Aufklärungen zu erhalten, die mir vielleicht in einer Sache sehr nützlich sein könnten, an die ich seit einer Woche meine ganze Thätigkeit setze. Mir ist heute zufällig eingefallen,

daß ich einmal von Ihnen gehört habe, Sie arbeiten schon längere Zeit für die Tochter des Gastwirthes Stenzinger. Sind Sie dort oft in der Wohnung gewesen?"

„Warum fragen Sie das?" erwiderte Tini befremdet.

„Weil ich wissen möchte, ob Sie dort einen jungen Mann gesehen haben, der Rudolf Frühdorf heißt, und der, wie ich vor ein paar Tagen erfahren habe, noch vor ungefähr zwei Monaten der Geliebte von Fräulein Stenzinger gewesen sein soll?"

„Der Bräutigam!" verbesserte Tini. „Freilich," setzte sie hinzu, „habe ich den Herrn von Frühdorf gesehen, wenn ich auch nicht im Wohnzimmer gearbeitet habe, wo er meist mit Fräulein Kathi während seiner Besuche gesessen ist, aber die Thür ist fast immer offen gestanden, so daß ich öfter einen Blick auf den jungen Herrn habe werfen können, der mich freilich nicht beachtet hat, denn er war ganz in das Fräulein verschossen! Wozu fragen Sie mich übrigens aus, Herr Nachbar? Bevor wir weiter reden, möchte ich das denn doch wissen!"

„Ich habe mir zugeschworen, Fräulein Tini, die Ehre eines unglücklichen Freundes herzustellen, der seit acht Tagen nicht mehr lebt, und einen Schandfleck auszulöschen, der jetzt durch den unnatürlichen Tod des jungen Mannes an seinem Namen haftet! Und ich glaube, ich bin der Sache auf der Spur! Aber gehen wir durch jenes Seitengäßchen hier stört uns das Wagengerassel!"

Lohfeld und Tini bogen in ein Seitengäßchen ein.

Das Mädchen starrte den Maler mit aufgerissenen Augen an.

„Was wird da kommen?“ murmelte sie in sich hinein.

Tini und Lohfeld hatten sich nicht sobald dem Geräusche der Hauptstraße entzogen, als das Mädchen in höchster Ungeduld den jungen Mann anhielt.

„Sie haben soeben gesagt,“ begann sie hastig, „daß ein Freund von Ihnen vor acht Tagen eines unnatürlichen Todes gestorben sei — war damit der Maler Paul Kirchner gemeint?“

„Ja, das war er!“ antwortete Lohfeld, und fuhr fort: „Sie kannten ihn also? Das wußte ich nicht.“

„Ich habe ihn nicht gekannt!“ war Tinis Antwort. — „Warum sollte ich aber nichts von dem Ende des jungen Mannes wissen? Der ganzen Stadt ist's ja bekannt, denn es ist in den Zeitungen gestanden. Sie, Herr von Lohfeld,“ fuhr das Mädchen lebhaft fort, „sind also dabei gewesen, als sich der junge Mann in lustiger Gesellschaft zu Hause erschossen hat?“

„Ja, ich war dabei!“

„Und Sie haben Ihre Aussagen vor Gericht schon so gut machen müssen, wie die anderen Zeugen des schrecklichen Ereignisses?“

„Ja, ich gab bereits jeden Umstand zu Protokoll.“

„Herr von Lohfeld,“ murmelte Tini in heftigster Unruhe — „Sie haben vorhin angefangen, sich um den ehemaligen Bräutigam von Fräulein Kathi Stenzinger

bei mir zu erkundigen, und gleich darauf Ihres unglücklichen Freundes Erwähnung gethan; Sie haben gesagt, daß Sie sich bemühen, seinen ehrlichen Namen herzustellen und angedeutet, daß Sie einem Verbrechen auf der Spur seien. Ich aber weiß, daß der junge Frühdorf seit acht Tagen mit der Geliebten des Erschossenen geht, daß er auch für sie Geld hinterlegt hat, damit sie auf freiem Fuß bleiben kann, — ich weiß das, denn ich habe der armen Stenzinger-Kathi doch Nachrichten über den Treulosen bringen müssen, und ihm und jener Günther-Klara aus eigenem Antrieb, ohne daß die Kathi es weiß, schon vor dem Unglücksfalle nachgespürt, habe sogar meinen Dianasaal vernachlässigt, weil sie sich immer im Sofienbad Rendezvous gegeben haben. Sagen Sie mir, um Gotteswillen, Herr von Lolfeld, haben Sie gegen Beide einen Verdacht?"

„Ja! Wir Freunde des armen Paul glaubten noch bis vor einigen Tagen, seine Geliebte mache sich über Herrn von Frühdorf lustig, sie selber behauptete das auch gegen Jeden. Nun aber gleich nach dem Tode Pauls das Mädchen mit Frühdorf geht, und dieser sofort eine bedeutende Summe für sie deponirt hat, nun kann ich wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß die Klara uns und Paul angelogen haben muß. Da mein unglücklicher Freund und seine Geliebte stets nur wegen Frühdorf mit einander stritten, so müßte Klara diesen ja jetzt hassen, hätte Paul sich jenes jungen Mannes halber in blinder Eifersucht erschossen. Ich kann also nur glauben,

daß das Mädchen schon bei Lebzeiten Pauls auf den jungen Millionär spekulirte, und da läßt sich allerlei argwöhnen!"

„Weshalb? Hat sich der Geliebte des Mädchens nicht selber den Tod gegeben?" versetzte Tini. — „Der Herr von Frühdorf kann doch nicht bei dem Souper gewesen sein! Ich muß Ihnen sagen, daß ich in derselben Nacht, in der das Unglück geschehen ist, mit ihm im Sofienbad gesprochen habe. Ich hätte ihn da fast beredet, zu seiner verlassenen Braut zurückzukehren, aber als ich im besten Zuge war, da haben ein schwarzer Debardeur und die Eifersucht meines Geliebten meine gute Absicht vereitelt! Und der schwarze Debardeur war sicher keine Andere als jene Günther-Klara!"

„Wie?" rief Lohfeld hastig. „Woraus schließen Sie, daß es die Klara war? Sie kennen das Mädchen persönlich?"

„Wir sind einander ein paarmal auf Bällen begegnet, haben aber keine Bekanntschaft gemacht. Herr von Lohfeld, mir haben Leute gesagt, die Günther gehörte zur Demimonde, wie es heut zu Tage nobel heißt, und mir ist das auch so vorgekommen, und wenn die Debardeur-Tini auch recht schlimm auf den Maskenbällen ist, so daß man sich vielleicht von ihr allerlei Ideen machen kann, so bleibt sie doch eine ehrliche Handarbeiterin, und sucht mit Mädchen, die das nicht sind, keine Gemeinschaft! Der schwarze Debardeur ist mir deshalb verdächtig ge-

worden, weil er in entsetzlicher Angst zu sein schien, als er den Herrn Frühdorf von mir fortzog!"

„Vielleicht ließe sich da ein Anhaltspunkt finden!" murmelte Lohfeld. „Uns verließ das Mädchen wie halbtodt mit ihren Gefährtinnen, um nach Hause zurück zu kehren! Sie hat also wohl eine schändliche Komödie gespielt!"

„Ich bitte Sie," sagte Tini dringend, „erzählen Sie mir, wie sich Alles zugetragen hat!"

Der Maler und das Mädchen hatten jetzt das Glacis erreicht. Sie schritten, um ungestörter reden zu können, zu dem Fußsteig, welcher sich an der das Glacis durchkreuzenden Fahrstraße hinzieht.

Und nun theilte er dem aufgeregt horchenden Mädchen Alles mit, was er wußte, und auch seinen Verdacht, der freilich bis zur Stunde nur auf höchst unsichere Schlüsse sich gründete.

Als er zu Ende war, da fragte Tini: „Was gedenken Sie jetzt in der Sache zu thun?"

„Ich bin seit einigen Tagen drüber aus," antwortete Lohfeld, „Allem nachzuspüren, zu dem diese Klara und der Herr von Frühdorf auch nur in die geringsten Beziehungen tritt —"

„Ich halte den jungen Mann nicht für fähig, wissentlich eine Schlechtigkeit begehen zu können!" unterbrach ihn Tini hastig. „Auch ihn täuscht jenes Frauenzimmer, ich bin davon überzeugt!"

„Das ist's, was ich von Ihnen habe erfahren wol-

len, Fräulein Tini, und darum habe ich Sie aufgesucht, denn ich kenne den Herrn von Frühdorf nicht weiter, von Ihnen aber durfte ich schon hoffen, einige Auskunft zu erhalten, da Sie eine Freundin der Stenzinger sind."

„Ich bin ein armes Mädchen, Herr von Lohfeld, da kann ich nicht auf eine solche Freundin Anspruch machen! Aber trotzdem möchte ich doch für Fräulein Kathi thun, was eine Freundin nur thun kann!"

„Darauf habe ich gerechnet, liebes Fräulein," versetzte der junge Maler mit Wärme, „und eben deshalb habe ich mich an Sie gewendet! Ein Frauenzimmer ist in vielen Dingen gewandter und schlauer als ein Mann, und Sie könnten Fräulein Kathi und meinem unglücklichen Freunde vielleicht einen bessern Dienst leisten, als ich es vermag!"

Tini blickte ihren Begleiter groß an.

„Was begehren's Sie denn von mir?" fragte sie.

Lohfeld blieb stehen, denn er sah, daß in geringer Entfernung von ihnen ziemlich viele Leute spazierten, während Niemand dort ging, wo er und Tini sich befanden. Es war dem jungen Maler darum zu thun, daß kein Wort von dem, was er zu sagen hatte, aufgefangen werde. Tini hemmte nun natürlich ihren Schritt gleichfalls.

„Sehen Sie," begann Lohfeld — „ohne Helfershelfer hat jene Klara ganz sicher nicht gehandelt! Einen Nachschlüssel hat sie gebraucht, so wie Pulver und Blei.

Und sollte sie selber die Pistole so regelrecht geladen haben?"

„Aber der Herr von Frühdorf — unmöglich —!"

„Ich glaube Ihnen gern, daß der Herr von Frühdorf nicht der Mann sein mag, zu einer solchen Schlechtigkeit hilfreiche Hand zu leisten, dann hat die Klara aber einen anderen Helfershelfer gehabt, unbedingt aus einer anderen gesellschaftlichen Stellung als diejenige ist, in der sich ihr jetziger Anbeter befindet."

„Man müßte dahinter kommen, mit wem sie außer ihrem Anbeter verkehrt. Wohin sie geht!"

„Das ist's! Ich kann mich jetzt aber nicht der Klara nähern, ihren Umgang, ihre Wege auszuforschen, denn sie würde mir mißtrauen. Sie aber, Fräulein Tini, standen zu Paul Kirchner in gar keiner Verbindung, und da Sie sagten, daß der junge Frühdorf Sie kaum angeschaut, sich also von seinen Besuchen bei Stenzinger her Ihrer nicht erinnern wird, so dürfte es Ihnen leicht sein, unbeargwöhnt das Mädchen zu beobachten, über sie Erkundigungen einzuziehen. Thun Sie das, ich beschwöre Sie, des Mädchens halber, für die Sie sich interessiren, für den Unglücklichen, dessen Name jetzt besudelt ist!"

„Herr von Lohfeld," antwortete Tini zögernd, „das ist eine schwere Aufgabe für mich, aber" — setzte sie lebhaft und voll Herzlichkeit hinzu — „sei's wie immer, ich werde mich doch daran machen! Habe ich mich doch ohnehin schon ein wenig aus freiem Antrieb für die Stenzinger-Kathi auf's Auskundschaften verlegt!"

„Sie sind ein wackeres Mädchen!“ rief der junge Maler und drückte Tini die Hand. „Wenn wir vereint auf das Ziel lossteuern, dann ist's vielleicht doch nicht so schwer, als Sie jetzt denken mögen!“

Tini sann einen Augenblick nach.

„Wenn wir nur nicht am Ende Beide auf falscher Fährte sind?“ sagte sie dann. „Sollte die Günther nicht doch an dem Tode ihres Geliebten schuldlos sein, Herr von Lohfeld? Was brauchte sie den Tod zu veranlassen, um den Millionär heiraten zu können?“

„Sie meinen, Tini, die Klara durfte dem Paul Kirchner ganz einfach den Laufpaß geben, und Alles wäre abgemacht gewesen?“

„Freilich!“

„So wie Sie jetzt denken, habe ich anfänglich auch gedacht, aber die ganze Komödie hat mir hinterher den Glauben aufgezwungen, daß das Mädchen irgend einen triftigen Grund haben müsse, sich ihres Geliebten für immer zu entledigen. Vielleicht wußte Paul um Dinge, die, wenn er sprach, den jungen Millionär, trotz der glänzendsten Koketterie der Günther, von ihr verscheucht haben würden!“

„Weiß Gott, Sie können recht haben!“ murmelte Tini. „Wir müssen trachten, das zu ergründen!“

„Ja, das müssen wir!“

„Nun gut!“ begann das Mädchen herzhaft nach einer kurzen Pause. „Von dieser Stunde an werde ich, wenn die Arbeit abgethan ist, nichts anderes im Auge haben, als

diesen Zweck! Und nun Herr von Lohfeld, noch Eins! Solche Mädchen, wie die Günther-Klara eine ist, haben oft Bekanntschaft mit Abenteurern, die vor der Welt meistens wie Kavaliere erscheinen."

„Das ist der Fall!" versetzte Lohfeld mit Betonung, indem er einen eigenthümlich wehmüthigen Blick auf Tini richtete. „Solche Abenteurer suchen überall ihr Glück zu machen!"

„Gut also, ich werde auf den Bällen schon herausfinden, wer von solchen Industrierittern mit der Günther in Berührung gekommen ist, und auf ihn Jagd machen, weiß Gott, bis ich sein Geheimniß heraus habe, wenn er überhaupt eins hat! Deshalb dürfen Sie aber nicht schlecht von mir denken, Herr von Lohfeld, es ist sonst nicht meine Art, und was ich thue, geschieht für die arme Stenzinger-Kathi, die braver ist als ich!"

„Nein, Tini," entgegnete der Maler erregt, indem er die Hand des Mädchens nochmals ergriff und in der seinen festhielt, „die schöne Kathi kann nicht besser, nicht edler sein, als Sie es sind! Ich achte Sie —"

„Die Debardeur-Tini!" unterbrach ihn das Mädchen lachend.

„Die Debardeur-Tini!" fuhr Lohfeld ernst und theilnahmsvoll fort. „Und weil ich Sie schätze — weil — Tini — weil Sie mir nicht gleichgiltig sind, kann ich jetzt nicht von Ihnen scheiden, ohne Ihnen zu sagen, was ich auf dem Herzen habe, und was — Sie allein betrifft!"

Tini blickte verdutzt den jungen Mann an, dessen Wangen sich rötheten.

„Herr von Lohfeld —!“ begann sie beklommen.

„Tini,“ fuhr dieser fort, „Sie verdienen ein besseres Schicksal, als das, welches Ihnen zu Theil werden wird, wenn Sie — in dem Verhältniß beharren, das Sie angeknüpft haben!“

„Sie reden vom Baron Rost?“

„Ja, sage ich ehrlich und offen! Ich habe ihn nur wenige Male an Ihrer Seite gesehen, aber ich traue dem Manne nicht. Sie sind bei all Ihrer Lustigkeit verständig, Tini, und doch — wird Sie der Mann bethören!“

„Das wird er nicht!“ versetzte Tini mit Nachdruck.

„Man knüpft ein Verhältniß nicht für wenige Tage, wenn das Herz dabei betheiligt ist. Glauben Sie, der Baron werde Sie heiraten?“

„Ich habe nicht so weit gedacht! Ich liebe ihn — ein armes Mädchen will doch auch etwas haben —! Heiraten? Ein Baron, eine Näherin? Da käme kein Glück dabei heraus! Ich will's gar nicht, ich bin glücklich, daß er mich liebt — daß er ein Baron ist, was kann ich davor!“

„Und wenn er nun nichts wäre als ein Unwürdiger, der Sie und die Welt betrügt?“

„Er ist ein Mann von Ehre! Wär' er das nicht, ich glaube es könnt' mein Tod sein, denn mein Herz

hängt an ihm! Lassen Sies gut sein, ich weiß, Sie wollen mich nicht kränken, und nun — gehen wir!"

„Armes Mädchen!" murmelte Lohfeld in sich hinein, während sie weiter gingen. „Sie rennt in ihr Verderben!"

Zehntes Capitel.

Ein fataler Besuch.

Der Fasching näherte sich seinem Ende.

In einem der großen Zinspaläste der Kärntnerringstraße war eine Wohnung im zweiten Stocke, die den Winter über leer gestanden, seit einigen Tagen bezogen worden.

Eine kleine Schaar von Handwerkern und Arbeitern war dort rastlos thätig gewesen, die elegante Räumlichkeit luxuriös auszustatten; kostbare und durchweg neue Möbeln waren aufgestellt worden, mit einem Wort, man hatte das reizend gelegene Logis in kürzester Frist so anmuthig hergerichtet, daß der verwöhnteste Großstädter es sich nicht wohnlicher und komfortabler hätte wünschen können. Namentlich war da ein Boudoir, dessen zierliche

und glänzende Einrichtung auf den ersten Blick erkennen ließ, daß es ein Damenaufenthalt sei.

Und in der That bewohnte auch das Logis wie gesagt seit mehreren Tagen kein Mann, sondern es war dort, als die Handwerker ihr Möglichstes gethan hatten, und Teppiche, Gemälde, Seiden- und Sammtgarnituren und kostbare Trumeaux ein elegantes Ensemble bildeten, eine etwas blasse junge Dame am Arm eines ebenfalls jungen Herrn erschienen, und hatte von den Kostbarkeiten lächelnd Besitz genommen. Der Herr war wieder gegangen, um täglich auf längeren Besuch wiederzukehren, dagegen war am selben Tage weibliche Bedienung eingerückt, um zu bleiben.

In dem jungen Herrn und der blassen Dame führen wir dem Leser keine neuen Gestalten vor, — es sind Rudolf Frühdorf und Klara Günther.

Was sich mit Beiden bis zu dieser Stunde zutrug, in der wir Klara in ihrer neuen Wohnung aufsuchen, wird alsbald zur Sprache kommen.

Es war etwa drei Uhr Nachmittags, da saß Klara am Fenster ihres Boudoirs, das nach der Gasse zu lag.

Sie sah angegriffen aus und starrte, wie es den Anschein hatte, sehr nachdenklich zu dem weiten Bauplatze hinüber, welcher dereinst das neue Opernhaus tragen wird. Sie schien das Gewühl der zahllosen Arbeiter nicht zu sehen, die dort rastlos sich mühten, in der trockenen warmen Winterszeit den Bau wesentlich zu fördern.

Klara hatte neben sich auf dem Fensterbrette ein

aufgeschlagenes Buch liegen, einen Roman. Ihre Miene aber verkündete, daß sie heute keine eifrige Leserin sein werde. Der Divan des Gemaches deutete durch seine verschobenen Polster an, daß Klara dort nach dem Speisen Nachmittagsruhe gesucht hatte, ihr etwas abgespannter Blick sagte aber nicht, daß sie solche auch dort gefunden.

Die Toilette des Mädchens — eine Art Blouse von schwerer Seide, bis zu den Fußspitzen reichend — war ziemlich vernachlässigt und zerknittert, sie bewies, daß Klara ihren Verehrer jetzt nicht erwarte.

Nachdem sie eine Zeitlang auf den Opernplatz hinuntergestarrt hatte, entriß sie der Klang ihrer Wohnungsglocke plötzlich dem ernsten Brüten. Sie machte eine Bewegung, als ob sie sich rasch erheben wolle, blieb aber dennoch sitzen.

Eine Minute später öffnete sich behutsam eine Thür des Gemaches. Das Stubenmädchen erschien auf der Schwelle.

„Gnädiges Fräulein," sagte das Mädchen, „es ist ein Herr draußen, der Sie zu sprechen wünscht. Er nennt sich Ritter von Strasseck. Hier ist seine Karte, der Herr läßt sagen," setzte die Dienerin lächelnd hinzu, „die Gnädige möchte die Güte haben, die Karte genau anzuschauen."

Klara nahm die Visitkarte verwundert entgegen. Sie erblickte sogleich am Rande derselben ein eigenthümliches Zeichen, das mit Bleistift darauf gekritzelt war.

Sie biß sich in die Lippe und runzelte leicht die Stirn.

„Führe den Herrn hieher!“ sagte sie dann.

Als das Stubenmädchen verschwand, murmelte Klara vor sich hin: „Es wird schon so kommen, wie ich es mir längst gedacht habe!“

Es währte nur kurze Zeit, bis sich die Thür von Neuem öffnete. Diesesmal trat ein vom Scheitel bis zur Sohle eleganter Herr ein.

Er war ein Mann von dreißig Jahren, hatte eine militärische Haltung, ein sonnverbranntes Antlitz, blitzende schwarze Augen und dunkles, künstlich gelocktes Haar. Seine Züge imponirten, ohne daß sie sonderlich hübsch waren, durch den Ausdruck von Kühnheit, der ihnen innewohnte, man würde sie verwegen und verdächtig genannt haben, wäre die Kleidung des Mannes diejenige eines Vagabunden gewesen. Der schwarze Schnurr- und Knebelbart von ungewöhnlicher Länge erhöhte die Mannhaftigkeit der Erscheinung, und das Ordensbändchen, welches der Herr im Knopfloche trug, gab ihm jedenfalls mehr das Ansehen eines Mannes von Distinktion, als dieses seine kleine gedrungene Gestalt that, die ungeachtet der Eleganz, in die sie gehüllt war, nicht gerade etwas besonders Aristokratisches an sich hatte.

Dieser Herr also trat mit einem Gruße lächelnd zu Klara, die ihren Platz am Fenster nicht verlassen.

Das Mädchen blickte den Nähertretenden an, ohne aufzustehen, oder auch nur eine Miene zu verziehen. War

doch der Besucher ihr Bruder, jener „Lois“, dessen Aeußeres zu schildern wir jetzt erst Gelegenheit finden konnten, da die dunkle Nacht uns hinderte, ihn bei seinem ersten Erscheinen auf der Gasse und unterm Viadukte scharf ins Auge zu fassen.

Der falsche Kavalier sah sich flüchtig in dem kleinen Salon um, dann zog er ohne Weiteres einen Sessel bis dicht zu seiner Schwester, und setzte sich dieser gegenüber.

„Du wohnst hier allerliebst, Klara,“ sagte er, „Dein Freund hat Dich süperb eingerichtet, das muß man sagen!“

„Mein Bräutigam!“ bemerkte Klara mit einigem Nachdruck.

„Ja, richtig, Ihr werdet heiraten! Desto besser! Aber, weiß Gott, er muß splendid sein, dieser Bräutigam. Als solcher konnte er Dich natürlich nicht in Deinem früheren elenden Neste lassen, das versteht sich! Was ich hier sehe, macht übrigens Euerem Geschmack Ehre. Ich mache Dir mein Kompliment, Klara!“

„Ich danke Dir!“ versetzte die Schwester eisig. „Doch, ich glaube kaum, Lois, daß Du allein darum gekommen bist, mir über meine Wohnung und meinen Geschmack Komplimente zu sagen!“

„Da hast Du recht, Klara!“ warf der Abenteurer nachlässig hin. „Eigentlich wollte ich Dir meinen Glückwunsch bringen. Ich hörte gestern, daß Dich das Gericht

in der Kirchner'schen Angelegenheit vollständig von jedem Verdachte freigesprochen habe."

„Das mußte so kommen!" antwortete Klara in gleichgiltigem Tone.

„Erlaube, das mußte es nicht gerade," sagte Alois trocken, „wenn sich Jemand eingestellt hätte, der zum Beispiel würde bewiesen haben, daß —"

„Höre, Lois," unterbrach ihn Klara ebenso trocken, wie er geredet hatte, „Du bist auch nicht wegen der Gratulation gekommen. Verlieren wir nicht unsere Zeit!"

„Meine gute Schwester hat einen sehr feinen Scharfblick!"

„Was willst Du also?"

Der Abenteurer sah seine Schwester lächelnd an.

Dann rückte er ihr um einige Zoll mit seinem Sessel näher.

„Was ich von Dir will, meine gute Klara?" sagte er gelassen, „das läßt sich ganz einfach durch ein einziges Wort bezeichnen — Geld!"

„Ich habe mir das gedacht, als Du bei mir eintratst!" erwiderte das Mädchen kalt.

„Meine liebe Schwester kennt die Schwäche der Männer," bemerkte Alois beinahe spöttisch, „sie mögen heut zu Tage lieber empfangen, als geben."

Klara that, als höre sie die Bemerkung des Bruders nicht.

„Es ist keineswegs angenehm," sagte sie bitter, „von Verwandten gebrandschatzt zu werden, wenn man kaum

erst in die Lage gekommen ist, einigermaßen sorgloser als früher aufathmen zu können!"

„Und noch unangenehmer muß es sein," ergänzte der Abenteuer gleichmüthig, „wenn man solchen Verwandten nichts abschlagen kann, weil sie — unbequem werden könnten! Sieht man übrigens, wie Du wohnst, liebe Schwester, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß der bescheidene Wunsch eines Bruders Dich nicht in eine besondere Verlegenheit setzen könne!"

Klara zuckte die Achseln und erhob sich. Auch Alois stand auf, und machte der Schwester sehr artig Platz.

Das Mädchen ging zu einem zierlichen Toilettentische und öffnete eine Schublade desselben. Sie entnahm einem zierlichen Necessaire, das darin stand, einige Banknoten und hielt das Geld dem Bruder hin.

„Hier sind zwanzig Gulden, Lois!" sagte sie. „Es ist mir unmöglich, Dir für den Augenblick mehr zu geben, ich kann noch nicht, wie ich möchte!"

„Was soll ich mit zwanzig Gulden?" versetzte der Gauner, indem er aber doch die dargebotenen Banknoten einsteckte, „das ist ein Tropfen Wasser für den, der verschmachtet, und" — fügte er lächelnd hinzu — „ich verschmachte, gute Schwester, ich brauche dreitausend Gulden!"

Klara fuhr auf und starrte den Bruder an.

„Hast Du mich verstanden, mein Kind?" fragte dieser phlegmatisch.

„Du bist von Sinnen!" entgegnete Klara erregt.

„Nicht im Geringsten! Ich brauche tausend Gulden für mich und tausend für meinen Freund Stefan. Jeder von uns hat Wechsel ausgestellt, die in einigen Tagen zur Einlösung kommen. Ich habe für Stefan acceptirt, das heißt für den Baron Rost, und er für mich, was sagen will, für den Ritter von Strassek — ich hoffe, liebe Schwester, Dir gefällt dieser Name, er klingt nach etwas! — Du wirst einsehen, daß wir dieser Bagatellen halber nicht in Ungelegenheiten kommen dürfen. Auch handelt es sich noch um zwei falsche Wechsel, die wir mit einander fabrizirt haben. Ich kann daher meinen Freund nicht in der Klemme lassen, ich rechne um so mehr auf Deinen Beistand, da Du uns ein jedenfalls gutes Geschäft gestört hast!"

„Welches Geschäft?"

„Ohne Dich hätten wir Deinen Millionär ausgeraubt. Du wirst uns jetzt dafür entschädigen, indem Du mit uns ihn ein ganz klein wenig für uns plünderst! Dreitausend Gulden, was ist das für einen Millionär?!"

„Wenn ich auch gesonnen wäre, etwas für Dich zu thun," antwortete Klara mit vor Zorn bebender Stimme, „so werde ich doch nicht für Deinen Spießgesellen Geld hergeben! Wie hast Du nur überhaupt so thöricht sein können, einem solchen Menschen zu sagen, daß ich eine reiche Partie machen werde?"

„Ich mußte ihm doch den Auftritt unterm Viadukt erklären, Klara. Wie gesagt, dreitausend Gulden, meine gute Schwester, ich darf den Kameraden nicht im Stiche

lassen. Er hat mich so schön gebeten, — und obendrein kann man einem Mitwisser nicht leicht ungestraft etwas abschlagen. — Du verstehst mich doch, meine gute Klara?"

„Ja, Du drohst mir! Was könntest Du mir anhaben?"

„Ich habe einer gewissen Klara Günther einen Nachschlüssel angefertigt, und ihr eine Pistole geladen, die sie mir brachte. Ich habe mir die Pistole wohl gemerkt und könnte sie allenfalls vor Gericht beschreiben, auch den Wachsabdruck des Thürschlosses beibringen, den jene Klara Günther mir übergab."

„Du wirst Dich sicher nicht mit der Polizei in Berührung zu bringen suchen!" höhnte Klara.

„Da hast Du recht!" entgegnete der Gauner so gelassen wie zuvor. „Ich halte aber dafür, daß die Klara Günther gut thun würde, mich, wo es sich machen läßt, vor einem Konflikt mit der Behörde zu bewahren, — einmal verhaftet und in der keineswegs beneidenswerthen Lage, in der man ohnehin seine Freiheit verwirkt weiß, würde vielleicht mein Gedächtniß scharf genug sein, mich einer undankbaren Schwester vor dem Untersuchungsrichter zu erinnern!"

Klara biß sich in die Lippen.

„Begreifst Du nicht, Mensch," stieß sie halbgemurmelt hervor, „daß ich von meinem Bräutigam eine solche Summe nicht fordern kann? Soll ich interessirt erscheinen, ihm, der auf meine Uneigennützigkeit schwört? Er

wird mir Geld zuschreiben, aber wir heiraten erst nach den Fasten!"

„Die Braut eines Millionärs wird schon Wege finden, sich Geld zu verschaffen!"

„Ich werde es versuchen! Bis wann brauchst Du das Geld?"

„Binnen drei Tagen."

„Ich will sehen, was sich thun läßt. Komme am Nachmittage zu mir. Und jetzt verlasse mich, mir ist nicht wohl!"

„Dein Wunsch ist mir Befehl!" lispelte der Abenteurer.

Er lächelte siegesbewußt, als er sich von der Schwester verabschiedete.

Und nun Klara allein war, da stampfte sie mit dem Fuße.

„Ich werde vor Diesem nicht mehr sicher sein!" flüsterte sie. — „Sobald ich geheiratet habe, verlasse ich Wien! Wüßte dieser Mensch erst, warum Paul sterben mußte, er würde noch zuversichtlicher gegen mich auftreten. Weiß Gott, um mich nach dieser Seite hin vor allen Nachforschungen und Zufälligkeiten sicher zu stellen, will ich noch heute thun, was ich längst hätte thun sollen!"

Klara trat zum Toilettetisch und läutete. Sie befahl der eintretenden Dienerin, sie anzukleiden.

Eine Viertelstunde später verließ Klara, nachdem sie eine nicht unbedeutende Summe Geldes eingesteckt hatte, ihre Wohnung und zwar mit sehr nachdenklicher Miene.

Eilftes Capitel.

Eine Entdeckung.

An demselben Nachmittage, an welchem Lois seiner Schwester Klara einen Besuch abstattete, befand sich Tini bei der Arbeit, und zwar in einer Vorstadt unseres guten Wiens, die wir nur deshalb nicht näher bezeichnen, weil wir aus christlicher Nächstenliebe nicht wollen, daß man auf gewisse Personen mit den Fingern deute.

Tini war heute für den ganzen Tag engagirt, und sie übte ihren Beruf, — sie hatte Kinderhemden zu nähen, — mit großer Emsigkeit aus, denn unermüdlich fuhr die Hand mit der Nadel auf und nieder, dieselbe weiße niedliche Hand, die auf den Maskenbällen so trefflich die Reitgerte zu handhaben wußte.

Tini saß in einem Kabinette, das zu einer ziemlich

geräumigen Erdgeschoßwohnung gehörte. Die Thüre, welche in das anstoßende Wohnzimmer der Leute führte, bei denen die muntere Arbeiterin sich heute verdungen hatte, war halb geöffnet, ein Durcheinander von Stimmen, man darf schon sagen ein Geschrei, drang von dort zu den Ohren des Mädchens. Es waren in dem großen Gemache aber auch sämmtliche Wesen versammelt, die ein Recht darauf hatten, dieses Logis als ihre Heimat zu betrachten. Vier Kinder, Knaben und Mädchen, von verschiedener Größe, aber gleichmäßiger Unsauberkeit, waren dort in beständigem Streit, den nur zu Zeiten die näselnden Stimmen eines Mannes und einer Frau dämpften. Diese saßen einander fast in der Mitte des Zimmers an einem kleinen Tische gegenüber. Sie hätten auch nicht gut anderswo Platz finden können, ohne sich auf die für ein Wohnzimmer seltsamsten Dinge zu setzen, welche ringsumher standen. Den Weg zu einem der Fenster verbarrikadirte vollständig ein sehr schön polirter Sarg, bis zu dem anderen konnte man nicht vordringen, weil dort auf einem niedrigen Gestell eine „Krippe“ mit vielen hundert kleinen Figuren aufgestellt war. An der den Fenstern gegenüber liegenden Wand standen zwei riesige Hängekästen, einer davon war offen, und man sah den Inhalt desselben, der aus zarten rosa, weißen und himmelblauen Ballkleidern von Krepp oder Seide bestand. Dicht daneben befanden sich ein eisernes und ein steinernes Grabkreuz, jedes mit einem frommen Spruch in goldenen Lettern versehen. An den anderen Wänden

waren riesige Pakete aufgethürmt, einige davon ganze Stöße Traktätchen und Marienbilder enthaltend, die anderen aus kleinen gesiegelten und sorgfältig an einander gereihten Fläschchen bestehend, von denen jedes die Inschrift trug: „Feinster Magen-Bitter-Liqueur."

Der Leser wolle nicht glauben, daß wir ihn in die Wohnung eines Tröblers geführt haben. Sagen wir es nur gleich, wir befinden uns in der Behausung der „Konduktansagerischen" jenes Grundes.

Herr Praxlhuber und seine Ehehälfte waren sehr spekulative Leute. Er begnügte sich nicht damit, aus seinem Beruf als „Konduktansager" den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen, worin, beiläufig gesagt, jene Herren eine ganz besondere Geschicklichkeit besitzen sollen, sondern er trieb auch noch allerlei Nebengeschäfte, und handelte mit allen den Dingen, die wir in seinem Wohnzimmer erblickt haben, unterstützt durch die würdige Frau Praxlhuber, die von den Kammermädchen vornehmer Damen die getragenen Ballkleider dieser kaufte, um sie mit einem anständigen Profit wenig begüterten, aber nichtsdestoweniger tanzlustigen, Beamtenstöchtern während des Faschings anzuhängen.

Der spekulative Geist des ehrenwerthen Paares war noch weiter gegangen — die Kinder, welche sie aufzogen, waren nicht die ihrigen, sondern Kostgänger, für die gut gezahlt wurde, und die dafür nichts Gutes hatten. Es waren welche von denjenigen unglücklichen Kindern, die

ihre Existenz einem Fehltritte zu verdanken haben und deren die Eltern sich schämen.

Man war bei der Jause. Praxlhuber und seine Frau tranken Chokolade, die Kinder dagegen hatten nichts als harte Brotrinden. Einer der Buben ritt auf dem Sarge und spielte mit seiner Brotrinde Fangball, der Andere kaute aus Leibeskräften und schlich dabei, wie sich ein Kätzchen um den Milchtopf stiehlt, zu den „Magen-Bittern", sich heimlich ein Fläschchen anzueignen. Das jüngste der beiden Mädchen aber, ein schönes, blondlockiges, blauäugiges Kind von fünf Jahren, saß, die harte Brotrinde im Schoß, die Hände darüber gefaltet, unter dem steinernen Kreuze und schaute recht still und traurig vor sich hin, als säße es, eine arme, verlassene Waise, am Grabe der Mutter. Und was waren diese Kinder denn anders?

Herr und Frau Praxlhuber schlürften behaglich ihren Trank. Sie waren gleich hager und gleich häßlich. Sie hatte ein weißes Antlitz und eine rothe Nase, er ein rothes Gesicht und eine weiße Nase, nämlich eine falsche aus Wachs. Auf welche Art er jene verloren, die er mit zur Welt gebracht, das lassen wir unerörtert.

Herr Praxlhuber trug den schwarzen Anzug seines Berufes auch im Hause, mit seinem glatt hinter die Ohren gestrichenen, langen Haar und seiner meist demuthsvollen Haltung machte er einen widerwärtig muckerhaften Eindruck.

Nun er seine Schale geleert hatte, lehnte er sich im

Sessel hinüber, und warf einen ziemlich lüsternen Blick nach dem Kabinet, wo die hübsche Näherin saß.

„Kommen Sie doch zu uns, Fräulein Tini," näselte er, „und trinken Sie Chokolade mit uns! Die Arbeit läuft nicht davon, und Sie müssen doch etwas jausen!"

„Nein, ich danke," versetzte das Mädchen, ohne aufzublicken, „ich muß mich dazu halten. Geben Sie den Kindern, was Sie mir zugedacht haben, ich sehe es vom Herzen gern, und denen wird es auch recht kommen!"

Die Kinder horchten auf. Herr Praxlhuber aber that, als habe er den Vorschlag Tinis nicht gehört. Er verzog das Gesicht verdrießlich und brummte etwas in den Bart.

Tini war bei ihrer Arbeit auch keineswegs in rosiger Laune. Sie dachte darüber nach, daß sie sich nun schon die ganze Zeit vergebens bemüht hatte, irgend etwas über Klara Günther zu erfahren, was der armen Kathi Stenzinger hätte nützlich sein können. Alle ihre, so wie Lohfelds Nachforschungen hatten zu keinem Resultate geführt.

Mit ihrem Geliebten war sie längst ausgesöhnt und dieser hatte sie beinahe gezwungen, eine goldene Broche und verschiedene schöne Schmucksachen von ihm anzunehmen. Auch mit seinem Freunde, dem Ritter von Strasseck, hatte sie bisweilen in seiner Gesellschaft verkehrt. Wie konnte Tini ahnen, daß dieser Ritter Klaras Bruder und ein Gauner sei, der wisse, was sie zu erfahren trachtete? Tini hatte ihrem Geliebten keine Mittheilung

über jene Angelegenheit gemacht, weil Lohfeld ihr das Wort abgenommen, Niemandem seine Pläne mitzutheilen.

Es geht so im Leben; oft haben wir neben uns, was wir in der Ferne suchen! Wenn wir es nur wüßten!

Tini arbeitete, in Gedanken vertieft. Da vernahm sie, daß an die Thüre des Wohnzimmers gepocht ward, die zum Vorzimmer führte.

Sie hörte, wie Herr Praxlhuber zu seiner Frau sagte: „Hast Du denn die Wohnung nicht abgesperrt, Veronika?"

Mechanisch stand Tini auf. Sie sah, wie Praxlhuber aufstand und einer Dame die Thüre öffnete.

Himmel, war diese Dame nicht Klara Günther? Sie war es.

Tini wendete rasch mit klopfendem Herzen ihr Antlitz ab, es vor der in das anstoßende Zimmer Eintretenden zu verbergen.

Als Klara Günther in das Wohnzimmer der „Konduktansagerischen" trat, da erhob sich auch Frau Veronika grinsend unter vielen Komplimenten und Kratzfüßen. Sicher ein Beweis, daß das Mädchen in Geschäftsverbindung mit der alten Hexe stehen mußte und eine gute Zahlerin sei.

Herr Praxlhuber hatte die Thüre hinter Klara geschlossen und schob nun den Sessel, welchen er soeben verlassen, dem Mädchen verbindlich hin.

„Ei, mein gnädiges Fräulein," näselte er die Hände faltend, als spreche er ein Tischgebet, — „man darf sei-

nen Augen wahrlich kaum trauen! Sie kommen zu uns? Solche Ehre ist uns in der That lange nicht widerfahren! Wir haben das auch nicht mehr zu hoffen gewagt! Aber — der Mensch denkt, Gott lenkt! Seien Sie uns in unserer Zufluchtsstätte willkommen!

Nach diesen salbungsvoll gesprochenen Worten nahm Herr Praxlhuber eine sehr süßliche Miene an; es hinderte dieses aber keineswegs, daß er heimlich einen giftigen Blick zu seiner Frau hinüberschoß und sehr verständlich auf die schmutzigen Kinder blickte, ebenfalls verstohlen eine Handbewegung machend, welche unstreitig andeuten sollte, daß Frau Veronika so rasch und unbemerkt wie möglich aus den Händen der kleinen Opfer die harten Brotrinden entfernen möge.

Frau Veronika verstand die Sache anders und lispelte: „Belieben sich doch zu setzen, Fräulein!“

„Ich danke,“ antwortete Klara, „ich kann mich nicht lange aufhalten!“

Klara ließ bei diesen Worten ihre Blicke über das ganze Gemach gleiten. Sie fuhr leicht zusammen, als sie den Sarg und die Grabkreuze gewahrte.

„Haben Sie eine Leiche?“ sagte sie, unangenehm berührt.

Herr Praxlhuber wendete seine Augen, die nun einen eigenthümlichen höchst lammfrommen Ausdruck hatten, dem Sarge zu, auf dem noch einer der Knaben ritt.

Der würdige Konduktansager machte zwei mächtig lange Schritte, ergriff den Knaben sehr sanft — das

heißt, er kniff ihn dabei in die Arme — setzte ihn vom Sarg auf den Boden, und sagte milde: „Mein liebes Kind, man soll alle Dinge achten und ehren, die auf das Jenseits hindeuten!“

Während er den Knaben verließ, raunte er ihm aber in anderem Tone zu: „Du Sekanter, wirst schon Deine Schläge bekommen!“

Und wieder nahm die Stimme des ehrbaren Herrn einen sanften Ton an, so viel es das Näseln erlaubte.

„Mein Fräulein,“ fuhr er fort, auf den Sarg deutend, „der Mensch thut gut, sich stets die Vergänglichkeit aller Dinge vor Augen zu halten. Und darum treibe ich auch einen kleinen Handel mit den ernsten Gegenständen, die Sie hier sehen!“

„Das gnädige Fräulein kommen vielleicht wegen einer schönen Ballrobe?“ platzte Frau Veronika heraus, sich vordrängend — „gestern bin ich so glücklich gewesen, ganz durch Zufall ein wunderschönes Kleid zu erwischen, das die Fürstin von Hohenfeld nur einmal getragen hat, himmelblau, schwerer Taffet und —“

„Liebe Frau von Praxlhuber,“ unterbrach sie Klara kurz — „ich komme wegen meines Kindes. Wo ist es?“

Klara blickte die beiden kleinen Mädchen an, welche jetzt nebeneinander beim steinernen Kreuze hockten.

Die Mutter kannte ihr eigenes Kind nicht. Das bezeichnete hinreichend den Grad der Theilnahme, welche sie seither dem armen Geschöpfe erwiesen hatte.

„Hier ist das liebe Lenerl!“ versetzte Herr Praxl-

huber und trat rasch zu dem hübschen Blondköpfchen, bevor noch seine Ehehälfte sich dem Kinde nähern konnte. Er griff nach einem der gefalteten Händchen des kleinen Mädchens und nöthigte es zum Aufstehen. Bei dieser Gelegenheit ließ er die harte Brotrinde, die im Schoße des Kindes gelegen, in eine seiner Fracktaschen verschwinden.

Herr Praxlhuber führte das Kind zu Klara.

Tini hatte im Kabinet eine unwillkürliche Bewegung der Ueberraschung gemacht, als sie Klaras letzte Worte vernommen. Dabei war ihre Scheere zu Boden gefallen. Sie bückte sich, hob sie auf, und hielt nun ihr Angesicht vornübergebeugt, anscheinend nur in ihre Arbeit vertieft. Sie hatte gesehen, daß Klara, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, einen mißtrauischen Blick zu dem Kabinet geworfen hatte und Tini war nicht ganz sicher, ob nicht das Mädchen in ihr den Debardeur erkennen könnte, der ihr doch auf mehr als einem Maskenball begegnet war.

„Hier ist das herzige Geschöpf," näselte Herr Praxelhuber. „Gehe hin, mein Schatz, und küsse der Dame — darf man sagen —?"

„Komm her," sagte Klara gelassen und ihre Stimme dämpfend, „fürchte Dich nicht, ich bin Deine Mutter!"

Das Kind näherte sich langsam und ängstlich mit aufgerissenen Augen.

„Sie müssen nicht böse sein, meine Gnädige," schnarrte Herr Praxlhuber, „wenn die Kleine befangen

ist, sie hat nur Vertrauen zu uns. Ach, Sie glauben nicht, wie Liebe und Vertrauen von guten Kindern beglückt. Im Umgang mit Kindern wird man wie sie, reinen Gemüthes, und selig sind die Reinen! — Hast Du denn heute das Kind nicht ordentlich gewaschen, Veronika?"

Frau Praxlhuber, deren Antlitz jetzt so roth ward, wie ihre Nase jederzeit war, wollte antworten, ward aber durch Klara daran verhindert.

„Ich bitte Sie, halten wir uns nicht mit Kleinigkeiten auf," sagte das Mädchen, „ich muß sogleich wieder fort, und werde das Kind mit mir nehmen."

„Ah, auf einige Stunden —?" näselte Herr Praxlhuber.

„Nein, für immer!" versetzte Klara. „Nicht daß ich unzufrieden wäre," setzte sie hinzu, als sie die verblüffte Miene des Ehepaares gewahrte, „sondern weil das Kind von Wien fortkommen wird, weit von hier!"

„Ah so," schnarrte der Konduktansager, „die Gnädige heiraten vielleicht, und fürchten —! Aber unsere Diskretion —"

„Nein, ich heirate nicht!" entgegnete Klara rasch. „Ich verlasse Wien und nehme das Kind mit mir."

Frau Veronika that, als zerdrücke sie eine Thräne.

„Gerade unser Liebstes sollen wir verlieren!" schluchzte sie.

„Wirst Du mich alle Tage schlagen, wie diese da

es thun?" fragte das Kind beklommen, die Mutter anblickend.

Herr Praxlhuber räusperte sich sehr stark.

„Mißverstehen Sie die Kleine nicht," bemerkte er leutselig, „ich handle stets nach meinem Gewissen und — wen der Herr liebt, den züchtigt er. Sie nehmen also unbedingt das Kind, meine Gnädige?"

„Ja!"

„So habe ich ganz ergebenst zu bemerken, daß einige Auslagen —"

„Berichtigen wir die Sache sogleich," sagte Klara kalt, „und machen Sie sich keine Umstände, Frau von Praxlhuber, ich nehme das Kind mit mir, wie es da ist, mein Wagen hält draußen. Nehmen Sie, aber — Diskretion!"

Klara drückte Praxlhuber eine Hundertguldennote in die Hand. Dann führte sie das Kind mit sich fort. Das würdige Ehepaar gab kratzfüßelnd das Geleite.

Tini hörte den Konduktansager näseln: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt!"

Heftig aufgeregt sprang das Mädchen auf. Sie raffte ihre Arbeit zur Seite, warf ihren Mantel um und setzte den Hut auf.

„Wie," murmelte sie, „wenn das Kind eine Tochter jenes erschossenen Paul Kirchner wäre?! Dann — dann — ich ahne etwas —! Und was will sie mit dem

armen Kinde —? Ich muß Lohfeld auf der Stelle von meiner Entdeckung benachrichtigen!"

Tini hörte einen Wagen fortrollen. Hastig verließ sie die Wohnung des Konduktansagers. Am Hausthore stieß sie auf das Ehepaar.

„Wohin?" fragten Mann und Frau erstaunt.

„Mir ist nicht wohl, ich muß auf eine halbe Stunde in's Freie, ich komme bald wieder!" stammelte Tini und entfernte sich rasch.

Zwölftes Capitel.

Ein düsterer Entschluß.

Der dritte Tag seit jener Nachmittagsstunde war gekommen, in welcher Tini die Entdeckung gemacht, daß Klara Günther die Frucht eines Verhältnisses bei den „Konduktansageriſchen" heimlich hatte aufziehen lassen.

Ueberall herrschte fröhliches Leben; wohin man blickte, da sah man heitere Gesichter, denen man gar leicht eine außergewöhnliche Unternehmungslust in Bezug auf die Freuden dieses irdischen Daseins anmerkte.

Durfte man sich darüber wundern? Es war ja Fasching, und es galt ja, den einen Tag und die Nacht in tollem Jubel zu verbringen, denn der griesgrämige Aschermittwoch stand ja schon vor der Thüre, allen Debardeuren und Geigenklängen den Garaus zu machen.

Wenn wir sagten, daß überall fröhliches Leben herrschte, so haben wir wohl gefehlt. Gibt es nicht selbst da, wo eine ganze Bevölkerung in Entzücken schwimmt, Kranke an Leib und Seele, Arme, Verbitterte, Hoffnungslose?

Kathi Stenzinger gehörte zu den Letzteren. Während Hunderttausende im lieben Wien auf Thorheiten sannen, saß die „schöne Kathi," durch Jugend und Anmuth berechtigt, überall zu glänzen, bleich und in sich gekehrt in ihrem Zimmer. Sie war verstörter als an jenem Tage, da wir sie zuerst sahen, der Kummer drohte ihr Herz zu brechen, er nagte bereits sichtlich an ihrer Gesundheit.

Ihr Blick war von Thränen umflort, sie fühlte sich siech und todesmatt. Kathi gehörte nicht zu jenen energischen Naturen, welche die schwerste Prüfung des Lebens, verlorenes Liebesglück, standhaft ertragen.

Kathi ward aus ihrem Brüten durch ein Geräusch aufgeschreckt.

Ihr Bruder trat ein, ein hübscher, kräftiger junger Mann mit freimüthigen Zügen, aus denen Wohlwollen und Charakterfestigkeit zugleich sprachen.

Als Franz Stenzinger die Schwester so leidend sah, da fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und durch das kurze braune Haar.

Er seufzte leise. Nach dem Speisen hatte er das Haus verlassen und war zwei Stunden ausgeblieben. Jetzt brachte er für Kathi eine gar traurige Nachricht mit, und was das bitterste war, sie mußte dem Mäd-

chen gesagt werden. Franz dachte in seiner herzhaften Weise: „Es muß doch einmal damit zu Ende kommen!“

Er trat mit liebevollen Grüßen zu seiner Schwester und nahm ihre Hand in die seinige.

„Kathi,“ begann er, „ich habe heute Deinetwegen einen schweren Gang gemacht!“

Das Mädchen sah ihren Bruder trübe an.

„Du warst bei ihm?“ hauchte sie.

„Du jammertest mich heute zu sehr,“ antwortete Franz, „ich überwand meinen Stolz. Ich will mich selbst überzeugen, sagte ich zu mir, ob er die Schwester noch liebt und nur im Ueberdruß sich an die kokette Person gehängt hat, oder ob sein Herz für die Kathi todt ist. Wir waren hart mit ihm, als er bereuete und zu uns kam, vielleicht allzu hart, das stellte ich mir vor, bedachte mich weiter nicht lange und ging in seine Wohnung.“

„Franz, das hättest Du nicht thun sollen!“ stammelte Kathi ernst. „Du hast ihn gesprochen?“

„Nein. Aber ich habe erfahren, woran wir sind. Sein Diener hat mir gesagt, was für uns zu wissen hinreichend ist.“

„Sein Diener?“

„Kathi, willst Du mir versprechen, Dich zu beherrschen, was ich Dir auch sagen mag?“

„Ich verspreche Dir es!“ murmelte das Mädchen düster.

„Nun denn, der Diener war in vollem Putz und

hat mir gesagt, sein Herr sei zu seiner Braut gefahren, der Herr von Frühdorf habe zwar die Absicht gehabt, erst nach den Fasten zu heiraten, aber es sei jetzt plötzlich anders gekommen, und nun werde in einer Stunde die Trauung vollzogen werden. Uebrigens seien bereits die Koffer gepackt, denn unmittelbar nach der Trauung reise das Paar nach Italien."

„O mein Gott!" lallte Kathi.

Sie lehnte sich in den Sessel zurück und preßte die bleichen Lippen krampfhaft aufeinander.

Ihre Hand glitt aus derjenigen des Bruders und fuhr zum Herzen. Ihre Augen hatten keine Thränen, der Blick war starr und trostlos.

Hatte Kathi bis zur Stunde doch noch heimlich gehofft?

„Fasse Dich, Schwester," flüsterte Franz tief ergriffen, „unser Herrgott schickt keinen Kummer, auf den nicht ein Glück folgt, — Frühdorf war Deiner nicht werth, er hätte Dich als Dein Mann elender gemacht, als Du nun bist, elend für immer, während Du jetzt — Du bist noch jung —"

„Still, Franz, — still!" stammelte Kathi. „Lasse mich allein, Du kannst mir was immer sagen, es ist mir doch jetzt kein Trost! Gehe, guter Bruder, — was der Himmel über mich verhängt hat, das wird sich erfüllen! — Ich werde Ruhe finden, Franz, — ja, Ruhe! — sorge nicht —! Jetzt — überlasse mich meinem Schmerz!"

Kathi erhob sich schwankend. Bruder und Schwester standen einander einige Sekunden lang stumm gegenüber. Dann sank das Mädchen heftig schluchzend an die Brust des tiefbekümmerten Franz.

„Arme Kathi," sagte dieser wehmüthig, als nun die Schwester sich wieder von ihm losmachte, „denke an Gott, und — uns!"

Franz verließ das Zimmer und ging hinab, nach der Wirthschaft zu sehen.

Kaum hörte Kathi ihn die Stiege hinunter gehen, da wankte sie hastig zu einem altmodischen Schreibsekretär, setzte sich daran und schrieb, oftmals sich unterbrechend, in entsetzlicher Aufregung etwa ein Dutzend Zeilen.

Mit konvulsivisch bebender Hand siegelte sie das Schreiben, und setzte darauf sowohl den Namen ihres Vaters, wie den ihres Bruders.

Sie legte den Brief auf den Tisch. Dann wankte sie zur anstoßenden Kammer, nahm Hut und Shawl, schlich die Stiege hinab und huschte an den Gastzimmern vorüber, zum Hause hinaus.

Was hatte die Aermste vor?

Dreizehntes Capitel.

Der alte Stenzinger.

Der alte Stenzinger hatte freilich seinem Sohne längst die Wirthschaft übergeben, aber ganz unthätig schlich der taube Mann doch nicht im Hause umher. Es gab doch noch immer nach etwas in der Wirthschaft zu schauen, und mischte sich Stenzinger auch nicht in die Gastzimmerangelegenheiten, so stieg er doch oftmals mühsam in den Keller hinab, nach den Fässern und Flaschen zu sehen, und dort ein wenig Kontrolle zu üben. Dazu bedurfte es nur eines scharfen Blickes, und Stenzinger hätte ein gutes, geübtes Wirthsauge.

So war er denn auch heute, während seine arme Tochter ihren Brief geschrieben, der nach ihrem Benehmen zu schließen, eine verhängnißvolle Nachricht an Va-

ter und Bruder enthalten mußte, im Keller gewesen, und hatte dem Hausknecht dort ein wenig auf die Finger gesehen.

Kathi mochte noch keine zehn Minuten vom Hause fort sein, da keuchte Stenzinger die Treppe herauf, welche in den ersten Stock zu den Wohnzimmern führte. Der ehemalige Wirth vermied es gern, die Gasthauslokalitäten zu berühren, denn nirgendwo unmittelbarer als dort ward er daran erinnert, daß er gegen sonst nur noch ein Schatten sei. Er saß darum auch am liebsten, wenn er nicht den Keller durchstöberte und einen Blick in die Küche warf, in dem gemeinschaftlichen kleinen Wohngemache der Familie, dort hatte er schon seinen Winkel und in diesem Winkel seinen alten Lehnsessel, auf dem er oft stundenlang schweigsam und unwirsch hockte, anscheinend unbekümmert um die Welt.

Wir sagen anscheinend, denn in Wirklichkeit war Stenzinger nicht abgestumpft und gleichgiltig, wie es alte, mit Gebrechen behaftete Leute zu sein pflegen. Er hatte im Gegentheile ein liebewarmes Herz, das Gemüth war nicht in ihm erstorben, und vor Allem hing er an seinen Kindern mit einem Stolz und einer Zärtlichkeit, die rührend waren. Er that so, als kümmere er sich keineswegs um das, was seine Kinder allein anging und doch wußte er Alles, verfolgte er mit lebhaftester Spannung was die Interessen derselben berührte, empfand er, weil er nur selten sich darüber aussprach, doppelt schmerzlich die Sorge um ihr Wohl, sobald er gewahr

wurde, daß es nicht so ging, wie es wünschenswerth sein mochte.

Was also hatte der alte Mann längst im Stillen wohl um sein „Goldtöchterl" Kathi gelitten! In der That war das Mädchen und ihre unglückliche Liebe auch fast immer der Gegenstand seiner Grübeleien, wenn er so in der Ecke des Gemaches regungslos saß und wie gedankenlos vor sich hin starrte. Denn um Franz brauchte er ja nicht besorgt zu sein, der kam in seinem Geschäfte ja vorwärts und lebte nur dafür und für Vater und Schwester.

Heute schlich der alte Stenzinger wieder zu dem Plätzchen, das, trotzdem es eigentlich ein rechter Sorgenwinkel für ihn war, ihm dennoch lieb geworden.

Er fand Niemanden auf seinem Wege dorthin, und das war ihm heute gerade recht, denn er war besonders mißmuthig gestimmt. Dem Alten war es keineswegs entgangen, daß die Züge Kathis sich seit einigen Tagen merklich verändert hatten.

Als Stenzinger nun das Wohngemach betrat, da schielte er, mühsam in gewohnter Weise den Kopf erhebend, nach der Stelle am Fenster hin, wo Kathi gewöhnlich hinter den Rosen saß.

Es heiterte ihn für einen Moment auf, daß er das Mädchen jetzt nicht dort fand.

„Sie ist zur Küche hinunter, oder zu den Gastzimmern gegangen!" murmelte er vor sich hin. „Sie fühlt das Bedürfniß sich zu zerstreuen. Desto besser!"

Als Stenzinger sich dieses gesagt hatte, da sah er vom Schreibtische her einen weißen Gegenstand blinken.

„Was ist denn das?“ brummte er. „Ein Brief!“

Er schlurfte schwerfällig zum Schreibtische hin und schob den ohnehin stets vornübergebeugten Oberkörper darüber hin.

Stenzinger erkannte die Handschrift seiner Tochter. Er sah, daß die Adresse des Billet's an ihn und Franz gerichtet sei.

Der alte Mann ward leichenblaß. Eine furchtbare Ahnung durchzuckte sein Gehirn. Er begann an allen Gliedern zu zittern.

Er riß den Brief an sich und entfaltete ihn mit zitternden Händen.

Und nun las er voll Entsetzen die Bestätigung dessen, was er instinktartig eine Sekunde zuvor geahnt hatte. Er hielt ein Blatt vor sich, das ihm in herzzerreißenden Worten den Entschluß seines armen schönen Kindes ankündigte, aus einem Leben scheiden zu wollen, das nichts mehr bot als Folterqualen.

Der unglückliche Vater vermochte nicht bis zu Ende zu lesen. Das Blatt entsank seinen Händen.

„Allmächtiger Gott — Kathi — mein Kind — Hilfe!“ schrie er in wilder Verzweiflung.

Er wankte zur Thüre, aber er erreichte nicht die Schwelle derselben. Sein Blick umnebelte sich, sinnlos stürzte er zu Boden.

Niemand hörte den alten Mann und kam zu seinem

Beistand. Wohl mehrere Minuten lang blieb er bewußtlos liegen. Dann half seine Natur sich selbst. Er kam zu sich und richtete sich mit unsäglicher Anstrengung empor. —

Er hatte im ersten Momente kein Gedächtniß für das, was ihm widerfahren war.

Aber wie? Klang nicht jetzt etwas wie Glockenton in sein Ohr? War das nicht das ernste, feierliche Geläute von der nahen Pfarrkirche?

Und jetzt — horch! Wagengerassel von der Gasse her! Stimmen, die im Hofe ertönen! Und nun das fröhliche Schmettern des Kanarienvögelchens, dessen Käfig am Fensterkreuze hing!

„O Gott, mein Herrgott!“ lallte der alte Mann. „Ich höre wieder!“

Er brach in ein krampfhaftes Weinen aus und faltete die Hände.

Was der Arzt einst erklärt hatte, war geschehen — die entsetzliche Nervenerschütterung hatte dem Greise das Gehör wieder gegeben.

Aber jetzt starrte der alte Mann um sich her. Noch kniete er auf dem Fußboden. Was war mit ihm zuvor geschehen?

Da fiel sein Blick auf den Brief, der neben ihm lag. Und nun wußte er wieder Alles.

„Jesus, Maria,“ schrie er auf, „mein armes, armes Kind! Franz — Franz — o mein Gott — der Franz muß ihr nach — ihr nach!“

Krampfhaft umklammerte der Alte den Brief und taumelte in die Höhe. Er schleppte sich fort aus dem Zimmer, die Stiege hinunter.

Vierzehntes Capitel.

Die Hand der Vorsehung.

Der alte Stenzinger, Angst und Verzweiflung im Herzen, schwankte in das dem Hausthore zunächst gelegene große Gastzimmer hinein. Hier hoffte er den Sohn zu finden.

Er wankte, unbekümmert um die Gäste, zu dem Ausschanktische. Er wandte sich sogleich an den Kellner, der die Gläser füllte.

„Ruft meinen Sohn! Ich muß ihn sprechen — auf der Stelle!“ stammelte er athemlos.

Der alte Mann warf jetzt mühsam den Kopf in die Höhe und blickte verstört umher.

Franz war nicht da, das sah er.

Der Kellner machte eine Pantomime, die dieses bestätigte.

„Er ist nicht zu Hause?“ keuchte Stenzinger, den Burschen wie vernichtend anstarrend.

Dieser schüttelte den Kopf und fuhr gleichmüthig in seiner Arbeit fort.

„Um Gotteswillen, wohin ist er? Rede — ich kann Dich hören, Mensch!“ stöhnte der Alte außer sich. „Man soll ihn holen — sogleich — sogleich!“

Der Kellner sah den Greis verwundert an, dann gab er durch ein Aufziehen seiner Schultern zu verstehen, daß er es nicht wisse, wohin der junge Herr gegangen sei.

Stenzinger befand sich in entsetzlicher Lage.

„Und Kathi?“ hauchte er beinahe tonlos.

Eine Handbewegung des Burschen deutete dem Alten an, daß Kathi sich ebenfalls entfernt habe.

„Ihr habt es gesehen? — Und der Franz sah es auch?“ stotterte der Greis.

Der Kellner nickte.

Stenzingers zitternder Körper sank wieder in die gewohnte krumme Haltung zusammen.

„Mir bleibt noch eine Hoffnung!“ murmelte der Arme in sich hinein. „Es sind viele Gäste da, ohne einen ernsten Grund wäre der Franz jetzt um keinen Preis von hier fortgegangen! Er liebt seine Schwester, er hat gesehen, daß sie sich zum Hause hinausstahl — vielleicht hat er Verdacht geschöpft, aus ihrer Miene ihren Vorsatz errathen, und ist ihr nun nach! Gott gebe es!“

Obgleich Stenzinger sich dieses sagte, bemächtigte sich seiner doch eine grenzenlose Trostlosigkeit.

Er vernahm das Reden und fröhliche Lachen der Gäste, aber was war die Wiedererlangung seines Gehörs jetzt für ihn, wo er im Begriffe stand, sein Liebstes, seinen Stolz, seine Tochter zu verlieren, für deren Wohl er mit Freuden alle seine Sinne, sein Leben hergegeben hätte?!

Das heitere Geräusch, statt ihn nach so langer Entbehrung zu erquicken, griff empfindlich, grausam verletzend in seine Seele.

Durch seinen gebrechlichen Körper zur Unthätigkeit verurtheilt, jetzt, wo er hätte mögen die ganze Stadt in wilder Hast nach seinem Kinde durchstöbern, in düsterem Schmerz genöthigt, der allgütigen Vorsehung allein die Verhinderung eines furchtbaren Unglückes zu überlassen, — denn was konnten alle jene Leute, die er da um sich her lärmen und scherzen hörte, wenn er sie auch in seinem Jammer um Hilfe anrief, für ihn thun? — blieb ihm nichts übrig, als mit zerrissenem Gemüthe dorthin zu flüchten, wo er sich unbeachtet seiner Verzweiflung hinzugeben vermochte.

Und war der arme Mann nicht durch das körperliche Leiden, das kaum erst die entsetzliche Nervenerschütterung so plötzlich beseitigte, seit mehreren Jahren daran gewöhnt, was sein Gemüth bewegte, für sich allein durchzukämpfen?

Er schleppte sich also jetzt vom Schanktische fort, wie ein Geistesabwesender, das Gewühl zur Rechten und Linken unbeachtet lassend.

Aber er fühlte seine Kräfte erschöpft, und so schwankte er denn, mehr vom Instinkt als durch Ueberlegung getrieben, zu dem anstoßenden Extrazimmer, in dem sich um jene Stunde nur äußerst selten ein Gast zu befinden pflegte.

Einige der Leute, welche dem Schanktische zunächst saßen, blickten dem Alten erstaunt nach.

„Was hat denn der Stenzinger heute?“ fragte einer der Herren den Kellner. „Er schaut ja ganz rabiat aus, und thut, als stünde sein Haus in vollen Flammen!“

„Ah, man darf darauf nichts geben,“ antwortete der Bursche, „der Alte ist oft wegen einer Kleinigkeit närrisch! Die tauben Leute sind mißtrauisch und ungeduldig!“

„Aber er zerknittert da einen Brief in der Hand, sehen Sie es nicht?“ bemerkte ein anderer Gast. „Es muß ihm doch was Ernstes zugestoßen sein!“

„Wir werden es schon erfahren, wenn der junge Herr nach Hause kommt!“ warf der Kellner hin und fuhr zu einem der aufwartenden Jungen fort: „Hast Du den beiden Herren den Wein in das Extrazimmer getragen, Peppi?“

„Ja!“ war die Antwort.

Der alte Stenzinger hatte während der Zeit die

Schwelle des Extrazimmers überschritten und die Thüre desselben hinter sich zugezogen.

Nun warf er sich auf den nächsten Sessel, stemmte die Ellbogen auf einen Tisch und nahm seinen grauhaarigen Kopf zwischen die bebenden Hände, leise und dumpf stöhnend.

In seinem furchtbaren Schmerze gewahrte er nicht, daß an dem Tische, der unmittelbar an den seinen grenzte, sich zwei Herren befanden.

Diese Herren waren sehr elegant gekleidet und hatten erst vor ein paar Minuten das Extrazimmer betreten.

Vor ihnen standen mit Wein gefüllte Gläser, die aber noch nicht von ihnen berührt waren.

Einer dieser Herren war ein hochgewachsener, schöner, etwas blaß und verlebt aussehender Mann von ungefähr dreißig Jahren. Er hatte schwarzes, natürlich gelocktes Haar, ein zierliches Schnurbärtchen, sehr feine regelmäßig geformte Gesichtszüge und interessante, dunkle Augen, die einen eigenthümlichen Glanz ausstrahlten.

Wenn wir dem Leser sagen, daß der zweite Herr, der gedrungene Mann mit dem Ordensband im Knopfloche, Alois war, der Bruder Klaras, so läßt sich leicht errathen, daß wir in dem schönen Stutzer den Baron Rost vor uns haben, den Geliebten der Debardeur-Tini.

Die beiden Gauner hatten ein Gespräch begonnen, als Stenzinger eintrat und sich setzte.

„Still," flüsterte der Baron, oder richtiger Stefan, seinem Gefährten zu, „der Alte dort darf unser Gespräch nicht belauschen!"

„Das möchte ihm einigermaßen schwer werden," entgegnete Alois lächelnd, „denn er ist stocktaub! Er ist der Vater des Wirthes, ich weiß es, einen unschädlicheren Nachbar könnten wir nicht haben!"

„Nun, so fahre fort!" sagte Stefan.

Der alte Stenzinger hatte wohl die Worte der beiden Herren, die ihm so nahe saßen, vernommen, aber in seinem finsteren, trostlosen Brüten nicht auf den Sinn dessen geachtet, was gesprochen worden.

Er preßte die Nägel tief in seine fleischigen Wangen und stierte auf das Tischtuch, ohne daß er wußte, was er sah.

Grausenerregende Bilder gingen an seiner Seele vorüber und mit dem inneren Auge gewahrte er voll Entsetzen die letzten Momente einer Selbstmörderin; er sah die arme Kathi mit den Wellen der Donau ringen, er hörte im Geiste ihren Angstschrei. Dann wieder ließ ihn seine Phantasie erschauen, wie das arme, blasse Kind ohne Sang und Klang bestattet ward, und wie sich, fern von den schöngeschmückten Gräbern des Friedhofes ihr Grabhügel erhob, ohne Kreuz und Liebeszeichen, — die letzte Ruhe einer Selbstmörderin!

Seine Gedanken wurden mit jedem Augenblicke unheimlicher.

„Wenn sie für mich verloren ist, und man bringt ihre Leiche," so sagte er sich in wildem Schmerz, „dann lege ich Hand an mich, ja, das thue ich —! Man wird uns dann gemeinsam verscharren müssen — mein Kind ist dann bei mir! Doch nein, ehe ich sterbe, habe ich noch eine Aufgabe zu erfüllen! Ich muß sie rächen, die arme Kathi — ja, rächen! Der ehrvergessene Bube, der Frühdorf, er, der all dieses Elend verursacht hat, muß fallen — er muß fallen, durch meine Hand, — ich werde ihn finden, überall finden! Und dann — dann sollen sie mich zu der Kathi einscharren!"

Des Alten Augen glühten, wie er das dachte. Aber er blieb regungslos sitzen, die Hände in die Wangen eingeballt, wie ein dem Leben Entrückter.

Lois hatte indessen sein Glas ergriffen und bedächtig getrunken. Nachdem dieses geschehen, warf er einen flüchtigen Blick auf den Alten.

„Der scheint verteufelt übel gelaunt zu sein!" spöttelte er, und fuhr dann ernsthaft fort: „Gut also, um auf unsere Sache zu kommen —"

„Du weißt doch ganz sicher," unterbrach ihn Stefan, „daß der Alte dort taub ist?"

„Ganz sicher, mein Freund! Vor ein paar Jahren kam ich öfter hieher, da ließ sich schon mit dem Alten nichts reden, und vor acht Tagen erst trank ich hier ein Glas Wein, da konnte ich mich mit ihm nur durch Zeichen verständigen. Soll ich Dich noch mehr beruhigen und ihn anreden, Du Uebervorsichtiger?"

„Nein, es ist schon gut. Warum hast Du mich in diese Gasse bestellt?"

„Nun, mußte ich nicht heute zum Juden Fröschel und ihm sagen, daß in den Zeitungen eine Beschreibung der Uhren gestanden ist, die ich ihm brachte?"

„Ja so!"

„Da habe ich mir denn gesagt: Neben dem Fröschel ist ein anständiges Gasthaus, wo man einen guten Wein trinkt und beim Wein läßt sich am besten eine Sache abreden. Ueberdieß hattest Du ja von Deiner Alservorstadt nicht weit bis hieher. Alservorstadt," setzte Lois lachend hinzu, „das Wort hat einen eigenthümlichen Klang! Daß doch die Spitzbuben so gern in der Nähe eines Kriminals wohnen, — seltsame Vorbedeutung!"

„Du hättest mich auch ganz gut in meiner Wohnung aufsuchen können!" bemerkte Stefan, ohne auf den Scherz einzugehen.

„Das ging nicht, mein Freund," antwortete Lois, „die Schwester hat mich ja auf diesen Nachmittag bestellt. Sie ließ mir freilich hinterher sagen, ich möchte erst gegen Abend kommen, aber ich will es doch jetzt versuchen, sie zu sehen."

„Du bekommst das Geld von ihr?"

„Natürlich!"

„Es muß sehr angenehm sein, eine Schwester zu haben, die bei Kasse ist! Ihr Millionär wird sie also jedenfalls heiraten, — wie heißt er doch?"

„Frühdorf — Rudolf Frühdorf!"

Der Klang dieses Namens schreckte den alten Stenzinger aus seinem verzweiflungsvollen Brüten auf. Er zuckte heftig zusammen. Hätten die beiden Gauner ihn beargwöhnt, ihnen würde die Bewegung des alten Mannes nicht entgangen sein. So aber plauderten sie sorglos weiter. Stenzinger jedoch, immer noch den Kopf in die Hände gestützt, horchte von jetzt an mit fieberischer Spannung auf jede Silbe die gesprochen ward.

„Aber wann heiratet dieser Frühdorf Deine Schwester?“ fuhr Stefan fort.

„Gleich nach den Fasten!“

„Du hast ihr doch gesagt, daß wir mindestens dreitausend Gulden brauchen?“

„Freilich!“

„Und sie gibt eine solche Summe gutwillig her? Ich mache Dich darauf aufmerksam, Lois, daß wir durch die falschen Wechsel, die der Kaffeesieder Ehrlieb von uns in Händen hat, uns vollständig hineinreiten können, wenn wir sie nicht morgen an uns bringen!“

„Das weiß ich! Die Klara wird heute zahlen, ich sagte ihr von den Wechseln. Sie muß um ihrer selbst willen zahlen!“

„Aha, sie hat Ursache, Dich zu fürchten —?“

„Das will ich meinen! Du weißt darum, daß der ehemalige Geliebte meiner Schwester bei einem Souper in Gegenwart der Klara und einiger ihrer Freundinnen sich zufällig erschoß —?“

„Du hast es mir ja gesagt, ein Scherz, der unglücklich ausfiel, veranlaßte den Vorfall. Die Geschichte kam ja in der Stadt genug herum und machte mich sogar eine Zeitlang neugierig, die Bekanntschaft Deiner Schwester zu machen, die ich leider noch immer nicht kenne!"

„Nun, ich sagte Dir nicht ganz die Wahrheit, und die Welt weiß diese auch nicht. Die Pistole ward heimlich durch mich geladen, und der Scherz durch meine Schwester absichtlich herbeigeführt."

„Was Teufel!"

„Meiner Schwester ist wohl bekannt, daß ich den Beweis ihrer Schuld liefern kann, daß der Wachsabdruck des an der Thüre ihres verunglückten Geliebten befindlichen Schlosses unter meinen Effekten ist, und ich durch einige Dinge sonst noch im Stande bin, sie wegen dieser kleinen Angelegenheit in das Zuchthaus zu bringen! Du siehst," setzte Lois lächelnd hinzu, „daß meine Schwester mir verfallen ist, und da Du ein prächtiger Kerl bist, Stefan, so sollst Du den Vortheil, den ich über das Mädchen habe, mit mir theilen!"

Die Gauner schüttelten einander die Hände und stießen mit ihren Gläsern an.

Das Antlitz des alten Stenzinger, dem keine Silbe entgangen war, färbte sich hochroth. Die Pulse an seinen Schläfen hämmerten stürmisch, sein ganzer Körper erbebte, seine Augen funkelten. Schweißperlen traten auf seine Stirne.

Schon war er im Begriffe aufzuspringen, da hielt ihn noch ein Umstand hievon zurück.

Als die beiden Gauner mit einander angestoßen und ihre Gläser wieder hingestellt hatten, da griff der falsche Baron Rost in die Brusttasche seines Rockes.

Er zog ein ziemlich dickes Portefeuille daraus hervor.

„Da Du ein so braver Kamerad bist, Lois," sagte er lächelnd, „und Dich in keiner Weise gegen einen Freund engherzig zeigst, so darf ich auch nicht anstehen, Dir von meinem Vortheil die Hälfte zukommen zu lassen."

„Was hast Du denn da?" fragte der Bruder Klaras schmunzelnd.

Der Stutzer öffnete die Brieftasche mit großer Bedachtsamkeit.

„Ich habe Dir schon vorhin gesagt," antwortete er während dessen, „daß ich eine Viertelstunde früher, als Du es bestimmt hattest, hier in der Gasse war, und daher in das etwa zwanzig Häuser von hier entfernte Kaffeehaus eintrat, mir bis zu unserer Zusammenkunft einigermaßen die Zeit zu vertreiben."

„Und Du hast sie Dir vermuthlich ganz ausgezeichnet vertrieben!" bemerkte Lois, indem er auflachend nach dem Portefeuille hindeutete.

„Eine sehr richtige Bemerkung!" war Stefans Antwort. „Ich mußte mir einen Kaffee zahlen," — fuhr er fort — „warum sollte ich da nicht suchen, meine Auslage wieder herein zu bringen? Ich kann nicht dafür,

daß ein alter Herr seinen Ueberzieher gerade neben dem meinigen hing, und daß, als ich diesen nehmen wollte, meine Hand zufällig in die Tasche des fremden Rockes fuhr. Greife nur die Brieftasche an, das Leder ist alt und ganz besonders klebrig, da ist es denn kein Wunder, daß sie mir zwischen den Fingern stecken blieb!"

„Gehe mit Deinen Possen! Sage lieber gleich, ob Du viel erwischt hast?"

„Das werden wir auf der Stelle sehen, noch weiß ich es selbst nicht. Hatte ich denn schon Zeit, meinen Fund zu untersuchen?!"

„Stefan, ich bin braver als Du! Gestehe es, hätte ich Dir nicht soeben bewiesen, daß ich für einen Freund so viel thue wie für mich selbst, und Dich so ein wenig beim Ehrgefühl gefaßt, Du würdest mir diesen „Fund" verschwiegen haben!"

„Ei was, wer wird Alles so haarklein untersuchen! Bei einer fremden Brieftasche ist das etwas anderes! Da siehe nur, zwei Hunderter und sechzig Gulden in Zehnerbanknoten! Nicht übel!"

„Trinken wir nachher auf das Wohl Deines alten Herrn! Was ist da noch in dem Portefeuille?"

„Geschäftspapiere, weiter nichts. Der ehemalige Besitzer dieser Brieftasche scheint ein Agent zu sein!"

„Dann ist er vielleicht noch etwas Schlechteres als wir sind, denn es gibt Agenten genug, welche die armen Leute so plündern, wie wir die reichen!" sagte Lois von Neuem auflachend. „Du hast am Ende ein gutes Werk

gestiftet. Jedenfalls ist es mir ein angenehmes. Darf ich sogleich um meinen Theil bitten?"

„Hier hast Du hunderttunddreißig Gulden!"

Der falsche Ritter von Strassfeck steckte die ihm dargebotenen Banknoten ein und sagte dann launig: „Wenn wir aber auf das Wohlsein unseres heutigen Gebers anstoßen wollen, so müssen wir doch auch wissen, wer dieser Wohlthäter ist. Sind da keine Visitkarten in der Brieftasche?"

„Doch. Da ist gleich ein ganzes Dutzend!"

„Grundling, Agent?" las der falsche Baron Rost und setzte dann hinzu, während er die Brieftasche schloß und wieder einsteckte: „Sagte ich es nicht? Ein Agent!"

Ein eigenthümliches Zucken lief durch die Züge des alten Stenzinger. Jener Grundling war der nächste Nachbar des Wirthes, nichts war leichter, als jetzt die Gauner im Moment zu entlarven. Und dann, wie ganz anders mußte sich nun alles gestalten, wenn nur die Vorsehung sich so gnädig zeigte, die düsteren Absichten Kathis zu verhindern.

Stenzinger sprang vom Tische auf. Die furchtbare Erregung verdoppelte die Kräfte des alten Mannes.

Er eilte zur einzigen Thüre des Extrazimmers und riß sie auf.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Herbei!" schrie er mit voller Stimme den Gästen und Leuten seines Sohnes zu.

Lois und Stefan sprangen betroffen auf. Aber nicht minder überrascht stürzten die Gäste zum Extrazimmer.

„Helft mir diese Spitzbuben arretiren!“ rief der Alte außer sich. „Holt die Polizei! Unser Herrgott hat mir zur rechter Zeit mein Gehör wieder gegeben! Ich habe ein Verbrechen entdeckt, wodurch mein armes Kind betroffen worden ist, daß es sich vielleicht in diesem Augenblicke — allmächtiger Himmel! — den Tod gibt!“

Stefan und Lois waren heftig erschrocken. Sie sahen, daß sie nicht entweichen konnten, denn die Thüre war durch Gäste und Kellner verstellt. Lois faßte sich.

„Meine Herren,“ rief er, „wir sind Kavaliere! Sie sehen und hören doch, daß der arme, alte, taube Mann plötzlich wahnsinnig geworden ist!“

Die Gäste starrten Stenzinger an. Was Lois sagte, drängte sich ihnen als glaubwürdig auf.

„Ich bin nicht mehr taub,“ schrie er, „unser Herrgott hat mich begnadet! Und wahnsinnig bin ich auch nicht! Wollt Ihr den Beweis, so untersucht die Taschen dieser beiden Männer, und schickt in das Café Müller! Der dort trägt die Brieftasche des Agenten Grundling bei sich, er hat sie ihm im Kaffeehause vor einer halben Stunde gestohlen, sie enthält hundertunddreißig Gulden, die gleiche Summe, die der andere Schelm bei sich führen muß!“

Gäste und Kellner blickten von dem Alten wieder auf die Gauner, die einer so furchtbaren Ueberraschung gegenüber nun den Kopf verloren. Ihre Weigerung, sich durchsuchen zu lassen, richtete sie vollends, man ging ge-

gen sie mit Gewalt vor und — die Verbrecher waren entlarvt.

„Holt die Polizei!“ ertönte es von allen Seiten.

Der alte Stenzinger aber sank inmitten des allgemeinen Tumultes in die Knie, faltete die Hände und betete schluchzend: „O Du mein Gott, Du mein gütiger Herrgott! Du hast in Deiner Gnade ein Wunder verrichtet, daß Deine Gerechtigkeit vor der Welt verkündet, und das Böse bestraft werde, lasse ein Wunder geschehen, damit mein armes schuldloses Kind nicht ein Opfer der Schändlichkeit sei, die Du aufgedeckt hast!“

Und wie Stenzinger so inbrünstig voll Seelenangst gebetet, da drängte sich ein Kellnerbursche durch die Thüre.

„Unser junger Herr ist da,“ rief er mit heller Stimme, „seine Kleider triefen von Wasser, und die Fräulein Kathi wird gerade aus dem Fiaker gehoben, der vor dem Hausthore hält. Auch von ihren Kleidern rinnt das Wasser nieder, aber sie lebt!“

„Sie lebt! Sie lebt!“ jubelte der Greis.

Und von alledem überwältigt, was seit einer Stunde auf ihn eingedrungen, brach er ohnmächtig zusammen.

Fünfzehntes Capitel.

Eine Katastrophe.

In der Wohnung der Klara Günther herrschte geschäftiges Treiben. Die Dienstboten schoßen hin und her.

Man traf zu gleicher Zeit Anstalt für zwei wichtige Dinge, denn erstens war Frühdorf schon erschienen, die Braut zur Trauung abzuholen, und zweitens mußten die Vorbereitungen zur Abreise beendigt werden, die unmittelbar nach der Rückkunft aus der Kirche stattfinden sollte.

Im Vorzimmer standen schon die Koffer bis auf einen gepackt, in dem die Hochzeitstoilette des Paares untergebracht werden sollte. Am Hausthore harrten zwei Wagen, der eine sollte das Paar zur Kirche, der andere zur Eisenbahn führen, auf dem letzteren befanden sich be-

reits die Reise-Effekten Frühdorfs. Der Diener des jungen Mannes und das Stubenmädchen Klaras waren ausersehen, die Herrschaft zu begleiten.

Frühdorf befand sich im Vorzimmer mit einem Agenten, an den sämmtliche Möbeln und Einrichtungsstücke, in deren Besitz Klara erst seit so kurzer Zeit gelangt war, verschleudert wurden. Das Mädchen hatte noch am Tage der Zusammenkunft mit ihrem Bruder Abends ihren Bräutigam bestimmt, mit ihr auf einige Jahre Wien zu verlassen und ihren Wunsch dadurch motivirt, daß sie behauptete, sie könne unmöglich in glücklicher Zurückgezogenheit in einer Stadt leben, in der sie ohne eigenes Verschulden durch die wahnsinnige That des jungen Malers eine so peinliche Berühmtheit erlangt hatte.

Das war aber nicht der eigentliche Grund gewesen, warum Klara die Hochzeit beschleunigt, sondern sie hatte die unersättliche Habgier ihres Bruders gefürchtet und wollte ihr durch eine rasche Entfernung von Wien entgehen. Aber nicht anders als vermält hatte sie wollen in die Fremde ziehen, und da war keine Zeit zu verlieren gewesen, denn die Fasten standen vor der Thüre. Zum Glück für sie war es ihr noch gelungen, sich am letzten Faschingstage mit ihrem Bräutigam verkünden zu lassen, und da sie einen eben so habgierigen Charakter besaß wie ihr Bruder Lois, so trachtete sie nun, diesen auch um die dreitausend Gulden zu bringen, welche sie ihm gewissermaßen am verflossenen Samstage zusagte. Sie hatte darum den Lois auf den Abend bestellt, damit die-

ser jedenfalls, wie man sich auszudrücken pflegt, das Nest leer finde.

Und was war aus dem Kinde Klaras geworden? Der Leser wird das demnächst erfahren.

Klara saß in ihrem Boudoir vor einem großen Toilettespiegel.

Sie trug ein weißes Kleid von kostbarem Moire antique und einen reichen Brillantschmuck.

Ihre Augen funkelten lebhafter als die Diamanten, mit denen sie geschmückt war. Ihre Miene drückte freudigen Stolz und Zuversicht aus. Ihre Wangen, für gewöhnlich blaß, waren jetzt leicht geröthet. Sollte sie nicht in der nächsten halben Stunde das Ziel erreichen, das zu verfolgen sie einen Aufwand von List und Koketterie verschwendet, ja sogar ein Verbrechen begangen hatte?

Frühdorf entließ den Agenten. Er trat jetzt in das Boudoir zu seiner Braut.

Der junge Mann war blaß, und obwohl er mit den Blicken Klaras reizende Erscheinung verschlang, lag doch eine gewisse Unruhe nur halb versteckt in seinen Zügen.

Konnte er sich seines vermeintlichen Glückes nicht ganz und ungetrübt erfreuen? War das Bild Kathis nicht völlig aus seiner Seele gelöscht? Und tauchte noch jetzt von Zeit zu Zeit eine innere Stimme in ihm auf, die ihn mit leisem Vorwurf an die Verlassene mahnte?

Frühdorf war der Wunsch Klaras sehr gelegen gekommen. Auch er trachtete je eher desto lieber von Wien

fortzukommen. Hing das mit jener inneren Stimme zusammen?

Als er jetzt zu seiner Braut trat, da befestigte das hinter dem Sessel Klaras stehende Stubenmädchen den Myrthenkranz und ordnete den Brautschleier.

Wie war Klara schön in diesem Kranze, wie sittsam war ihre Miene!

Hätte Frühdorf nur den geringsten Zweifel gehegt, daß sie solchen Kranz verdiene, daß er ihr als ein Recht ihrer Jungfräulichkeit gebühre, er würde das Mädchen geflohen haben, trotzdem ihre Reize ihn blendeten.

Aber Klara hatte sich nicht allein uneigennützig, sondern dem jungen unerfahrenen Manne gegenüber auch als ein Muster von Tugendhaftigkeit geberdet. Und wie gern glaubt der Jüngling einem glattzüngigen Weibe, das ihn zu fesseln weiß!

Frühdorf flüsterte Klara einige leidenschaftliche Worte zu. Lächelnd erhob sie sich, denn ihre Brauttoilette war beendigt.

„Ich bin bereit!“ sagte sie, in den Ton ihrer Stimme so viel künstliche Erregung legend, daß es den Anschein hatte, als überwältige sie ein mädchenhaftes Zagen.

Frühdorf erfaßte die mit dem feinen, weißen, spitzenbesetzten Handschuh bedeckte Linke Klaras, und führte sie zur Thüre.

Da plötzlich hemmten sowohl er wie das Mädchen ihren Schritt.

Sie vernahmen vom Vorzimmer her einen Wortwechsel. Sie hörten den Diener und auch die Stimme eines anderen Mannes und eines Frauenzimmers.

Im nächsten Augenblicke ward die Thür des Boudoirs aufgerissen. Lohfeld erschien auf der Schwelle. Sein Antlitz war ernst, der Blick, den er auf Klara schleuderte, vernichtend.

Als das Mädchen den Freund des todten Paul so unvermerkt vor sich sah, da wechselte sie die Farbe, aber nur sekundenlang. Konnte ihr von diesem Manne Gefahr drohen?

Frühdorf blickte den Eintretenden erstaunt an.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte er.

„Ich bin hieher gekommen,“ versetzte Lohfeld in energischem Tone, „Ihnen eine Aufklärung über Ihre Braut zu geben, die Sie nicht zu kennen scheinen, da Sie, ein rechtschaffener Mann, es gestatten, daß Ihnen dieses Mädchen im Myrthenkranze zur Kirche folgt, wie ich sehe!“

Klara stieß einen leisen Schrei in scheinbarer Entrüstung aus.

„Dieser Mensch,“ rief sie, sich an Frühdorf wendend, der betroffen, keines Wortes fähig, regungslos dastand, „ist ein Freund Paul Kirchners, und so wahnsinnig wie dieser es war! Rudolf, ein Ehrenmann läßt seine Braut nicht verleumden, ohne den zu strafen, der dieses thut!“

„Ein Ehrenmann weigert sich nicht, die Wahrheit zu hören, mag sie auch tief in seine Seele einschneiden!“ versetzte Lohfeld mit unerschütterlicher Festigkeit. „Ich aber werde hier nicht anders als durch Thatsachen reden!“

Und Lohfeld, der zuvor hinter sich die Thür geschlossen hatte, trat jetzt zurück und öffnete sie.

In dem Zimmer, welches unmittelbar an das Boudoir Klaras stieß, stand Tini, jenes blondlockige fünfjährige Kind an der Hand, das Klara vor drei Tagen von den „Konduktansagerischen“ fortgeführt hatte.

Auf einen Wink Lohfelds trat Tini mit dem Kinde ein.

Klara machte bei dem Anblicke der Kleinen eine kaum bemerkbare konvulsivische Bewegung, aber sie bezwang sich doch im nächsten Momente und erheuchelte eine erstaunliche Ruhe.

„Man hat die Absicht, hier eine Komödie aufzuführen!“ rief sie. „Rudolf, diese Leute führen Böses gegen uns im Schilde! Mir wird mein Glück mißgönnt! Du weißt, wie man meinen Ruf, meine Ehre anzutasten gewagt hat. Nur der Ausspruch der Behörden konnte mich vor meinen Feinden schützen! Weise diesen Leuten die Thür!“

„Was soll das Kind?“ fragte Frühdorf betroffen und erregt.

„Ja, was soll dieses fremde Kind?“ fragte nun auch Klara mit dreister Stirne.

„Eine Mutter, die ihre Tochter verleugnet?“ entgegnete Lohfeld ernst. „Sehen Sie es genau an, Klara Günther, es ist dasselbe Kind, das durch nahezu fünf Jahre die Frau des Konduktansagers Praxlhuber als Kostkind hatte, dasselbe Kind, das Sie vor drei Tagen nach Hacking zu der Witwe Siedler brachten, um es noch verborgener halten zu können!“

„Schändlich! Schändlich!“ murmelte Klara halblaut, anscheinend in tiefster Seele verletzt und wie außer sich.

Dann warf sie sich schluchzend an die Brust Frühdorfs und rief: „Das ist zu viel! Rudolf, führe mich fort!“

„Sie werden bleiben, bis wir unser Thun gerechtfertigt haben!“ rief Lohfeld energisch.

„Mein Herr,“ fuhr Frühdorf leidenschaftlich auf, „Sie wagen es, meine Braut zu beschimpfen —?“

„Herr von Frühdorf,“ unterbrach ihn Tini lebhaft, „ich und dieser brave junge Herr hier, wir haben es unternommen, Ihnen, der Sie nicht sehen wollen, die Augen zu öffnen! Nicht Ihretwegen, mein Herr, denn weiß Gott, jetzt scheint es mir bald, daß Sie ein Schicksal verdienen, in das Sie blindlings hineinrennen, sondern der armen Kathi Stenzinger halber, die rechtschaffen ist, sind wir hier, damit Sie zur Erkenntniß kommen, daß das arme Mädchen, das Sie in Mißtrauen verlassen haben, hundertmal mehr Ihre Liebe, Ihr Vertrauen verdient, als dieses Geschöpf da! Lassen Sie mich ausre-

den," fuhr sie fort, als Klara sowohl wie Früh dorf eine heftige Bewegung nach ihr hinmachten, „ich bin die Debardeur-Tini, Sie werden von mir gehört haben, die Debardeur-Tini, die vor nichts zurückschreckt, wenn eine Ehre dabei aufzuheben ist! Und eine Heuchlerin zu entlarven, ist ein ehrenhaftes Geschäft!"

Klara drängte sich an Frühdorf.

„Rudolf, Du hörst es," murmelte sie hastig, „es sind Abgesandte jenes Mädchens, mit der Du einst —"

„Halt," redete Tini d'rein, „leugnen Sie es nicht, daß Sie vor drei Tagen bei Praxlhuber gewesen sind, denn ich bin in der Kammer neben dem Wohnzimmer jener Leute gesessen und habe Alles gehört. Und weiß Gott, Mühe genug hat es uns gekostet, die Spur des Kindes bis nach Hacking zu verfolgen! Und wenn Sie mehr wissen wollen — die Konduktansagerischen sind für Geld und gute Worte mit der Sprache herausgerückt und haben uns den Namen des Vaters Ihres Kindes gesagt — es ist Paul Kirchner! Komm her, Du armer Wurm," setzte Tini hinzu, das Kind zu Klara ziehend, „kennst Du die Frau dort?"

„Sie hat gesagt, sie ist meine Mutter!" stammelte das Kind.

„Man hat das Kind abgerichtet!" rief Klara heftig. „Welche Schändlichkeit! Wenn Du mich liebst und achtest, Rudolf, so mache der Sache ein Ende!"

Frühdorf starrte in höchster Aufregung erst auf

Tini, dann auf die geschmückte Braut. In seinem Innern tobte ein heißer Kampf.

„Klara, ich beschwöre Dich," sagte er bebend, „kennst Du dieses Kind?"

Klara hatte, während sie sich empört stellte, eingesehen, daß sie in solcher Weise, wie sie begonnen, nicht durchkommen werde. Aber ihre Geistesgegenwart war trotzdem nicht von ihr gewichen.

„Ich — ich kenne das Kind!" stotterte sie jetzt, die Augen niederschlagend.

„Großer Gott!" rief Frühdorf zurückfahrend.

Klara hob sogleich den Blick wieder und sah nun den jungen Mann und die Anderen fest und mit der Miene einer verkannten Unschuld an.

„Ja," fuhr sie fort, „ich kenne das Kind, und ich habe mich dieses Bekenntnisses nicht zu schämen! Die arme Kleine ist — die uneheliche Tochter meines verstorbenen Bruders, dessen Geliebte nach der Geburt des Kindes starb. Ich will nicht sagen, was mein Bruder war, man wird es errathen, wenn ich sage, daß sein Stand ihm die Ehelosigkeit als Pflicht auferlegte. Um meines Bruders willen ließ ich den Verdacht auf mir ruhen, daß ich die Mutter des Kindes sei, dessen ich mich ja annehmen mußte wie eine solche! Meine Feinde mögen sagen, was sie wollen, mich spricht mein Gewissen rein! Das ist die Wahrheit, so wahr Gott ist!"

Tini und Lohfeld starrten einander an. Frühdorf stand ergriffen da.

Er faßte Klaras Hand.

„Verlassen Sie diese Wohnung!“ rief er Tini und dem jungen Maler zu, „oder ich nehme die Behörde gegen Sie in Anspruch!“

Frühdorf hatte kaum diese Worte gesprochen, da ertönten Schritte durch das nächste Zimmer. Unmittelbar darauf betraten der alte Stenzinger, auf den Arm seines Sohnes sich stützend, und ein Polizeibeamter das Boudoir.

„Wer hat hier von Behörde geredet?“ keuchte der Alte, den Kopf zurückwerfend. „Sie kommt schon! Wo ist hier die Dirne, die sich Klara Günther nennt? Ah, dort steht sie, — ja, ja, — steht sie — als Braut geschmückt — schöne Braut — der Zuchthauskittel wird ihr nicht so gut stehen —! Und der Kranz — Myrthenkranz — ein schöner Kranz — zum Henker damit — eine Kette um Hand und Fuß ist tauglicher für sie!“

Der Greis wankte vor, und ehe sich die Anwesenden dessen versahen, riß er Kranz und Schleier vom Haupte Klaras und warf beide Dinge Frühdorf vor die Füße.

Dieser war beim Anblicke des Alten erblaßt. Und nun wollte er sich auf ihn stürzen. Da trat der Polizeibeamte vor.

„Sie heißen Klara Günther?“ fragte er.

„Ja!“ hauchte das Mädchen, aus deren Wangen jeder Blutstropfen gewichen war.

„Ich verhafte Sie, im Namen des Gesetzes!“ sagte der Beamte.

„Was habe ich gethan?“ stammelte das Mädchen, ihre letzte Energie zusammenraffend.

„Was Sie gethan?“ grinste der alte Stenzinger. „Die unechten Kavaliere — der Eine, der jetzt in den Bruder dieser Dirne, in den Gauner Alois Günther verwandelt ist, und sein sauberer Kamerad, der falsche Baron Rost, die man auf Diebstahl und Betrug bei mir in der Gaststube arretirt hat, werden es schon der Mörderin des armen Malers in das Gedächtniß rufen, was sie gethan — ja, ja, — das werden sie!“

Klara fuhr zusammen. Neben ihr aber ertönte ein Aufschrei.

„Jesus, Maria! Stefan ein Dieb, ein Betrüger!“ lallte Tini und sank ohnmächtig in die Arme Lohfelds.

„Folgen Sie mir!“ wiederholte der Beamte, an Klara sich wendend.

Diese machte eine Bewegung nach Frühdorf hin, der aber scheu vor ihr zurückfuhr. Das Antlitz verhüllend folgte sie dem Beamten.

„Komm, Franz,“ rief der alte Stenzinger, indem er den Arm des Sohnes erfaßte und einen strafenden Blick auf Frühdorf richtete, die arme Kathi ist gerächt! Gott hat es gewollt, daß Du sie aus der Donau rettest, Franz, damit ich nicht an dem, der ihr Elend verschuldet, zum Verbrecher werde!“

Frühdorf starrte den alten Mann an.

„Um Gotteswillen — Kathi —!“ schrie er, und stürzte außer sich an Stenzinger und Franz vorüber zur Thüre hinaus.

Sechszehntes Capitel.

Aschermittwoch.

Mitternacht war's.

Zwölf dumpfe Glockenschläge verkündeten das Ende des Faschings.

Lohfeld befand sich im Schlafkabinet seiner kleinen Wohnung.

Er war nach den aufgeregten Szenen, denen er am Nachmittage beigewohnt, Abends in sehr niedergeschlagene Stimmung versunken, so daß er Verzicht darauf geleistet hatte, seinen Fasching in fröhlicher Gesellschaft zu beschließen.

Hätte sein Herz nicht eigentlich von Freude erfüllt sein müssen, nun er die Gewißheit erlangt, daß binnen kürzester Zeit die Welt erfahren werde, der arme Paul

sei kein Selbstmörder, sondern das Opfer einer schändlichen Intriguantin gewesen?

Aber konnte er sich jetzt freuen, war nicht in demselben Moment sein Gemüth zerrissen worden, wo von dem Geheimnisse Klaras der Schleier fortgezogen ward?

Er hatte Tini, die er schon lange im Stillen liebte, in seine Arme aufgefangen, als das Mädchen bei der Nachricht, ihr Geliebter sei ein ehrloser Mensch, ein Verbrecher, bewußtlos zusammengebrochen war. Und der furchtbare Schmerz, den Tini gezeigt, nachdem er sie wieder zur Besinnung gebracht und dann aus Klaras Wohnung zu der ihrigen geleitet, hatte ihm die Gewißheit gegeben, daß er sich niemals Hoffnung auf das Mädchen machen dürfe. Wohl hatte die ehrliche Tini erklärt, der Betrüger und Dieb Stefan sei für sie todt, die Gesinnung des Mädchens verbürgte auch, daß sie nie wieder mit ihm verkehren werde, aber eben so sicher ließ sich auch aus dem ganzen Naturell Tinis schließen, daß sie mit ihrem gebrochenen Herzen überhaupt keiner Liebe mehr fähig sein werde.

Lohfeld hatte sich nicht zur Ruhe begeben. Wie hätte er schlafen können, nun er überzeugt sein konnte, daß Tini, seine nächste Nachbarin, eine qualvolle, schlaflose Nacht zubringe?

Bald warf der junge Man sich völlig angekleidet, auf das kleine Sofa des Kabinettes, bald ging er, von düsterer Schwermuth erfaßt und durch eine seltsame Angst

beunruhigt, von der er sich keine eigentliche Rechenschaft geben konnte, in dem schmalen Raume auf und nieder.

Als die Glocken der nahen Kirche zwölf Uhr läuteten, da blieb er horchend stehen und seufzte dann tief auf.

„Das ist ein trauriges Faschingsende!“ murmelte er. „Arme Tini!“

Die Glockenklänge waren kaum verhallt, da schien es Lohfeld, als poche man heftig an die Thür seiner Nachbarin.

Er lauschte. Jetzt vernahm er deutlich ein lebhaftes Klopfen.

„Was bedeutet das?“ sagte er sich.

Er verließ sein Kabinet, durchschritt sein Wohnzimmer und öffnete die Thür desselben, welche zur Stiege führte. Er trat auf den Treppenflur hinaus.

Dort standen der Hausmeister mit einer brennenden Kerze und zwei fremde Männer vor Tinis Thüre.

Lohfeld erschrack. Die beiden Männer waren von der Polizei.

„Machen Sie auf, oder wir öffnen mit Gewalt!“ hörte er einen der Leute rufen.

Lohfeld trat rasch an sie heran.

„Um Gotteswillen,“ fragte er bestürzt, „sind Sie gekommen, das Mädchen zu verhaften, meine Herren?“

„Weshalb fragen Sie das?“ sagte einer der Männer.

„Wenn es geschieht, weil des Mädchens Geliebter

ein heute verhafteter Betrüger ist, so bin ich bereit eidlich zu erhärten, daß sie nicht um die Schlechtigkeit jenes Menschen gewußt hat!" rief Lohfeld.

„Das wird sich zeigen, mein Herr" entgegnete der Andere. „Das Mädchen, welches wir zu arretiren den Auftrag haben, ist die Geliebte eines Gauners und im Besitze gestohlener Schmucksachen!"

„Oeffnen Sie!" rief der zweite Polizist, indem er sich an der Thüre, die zu Tinis Zimmer führte, bis zum Schlüsselloche niederbog.

„Wenn Sie Widerstand leisten, so ist das um so schlimmer für Sie!" ergänzte der Andere.

Auf diese Aufforderung erfolgte keine Antwort.

„Wir werden die Thür erbrechen müssen!" murmelte einer der Männer.

„Das ist fatal!" brummte der Hausmeister, „das wird im Hause ein Aufsehen verursachen, und wir haben lauter ordentliche, solide Parteien. Und der Herr von Lohfeld hat recht, die Mamsell Tini ist gewiß ein braves, rechtschaffenes Mädchen; wenn es möglich ist, meine Herren, so machen Sie ihr und uns kein Aufsehen!"

„Aber wir müssen unsere Pflicht erfüllen — und das Mädchen ist jedenfalls in ihrer Wohnung!" entgegnete einer der Polizisten. „Warum verhält sie sich still und öffnet nicht? Das thut man nicht, wenn man ein gutes Gewissen hat, und —"

„Sie war diesen Nachmittag und am Abend sehr leidend," unterbrach ihn Lohfeld ernst, „stundenlang hat

sie entsetzliche Seelenqualen ausgestanden, sie wird völlig erschöpft sein, und liegt vielleicht jetzt in einem einer Ohnmacht gleichen Schlummer. Ich beschwöre Sie, gehen Sie mit dem armen, schuldlosen Mädchen schonungsvoll um!"

„Es mag sich Alles so verhalten, wie Sie sagen," erwiderte der Polizist, der zuvor gesprochen hatte, höflich doch bestimmt, „aber nichtsdestoweniger müssen wir uns unseres Auftrages entledigen und wir haben hier schon zu lange gezögert."

„So gestatten Sie mir," flüsterte Lohfeld hastig, „das arme Mädchen auf den neuen Schicksalsschlag, der sie erwartet, vorzubereiten. Tini, Fräulein Tini," fuhr er fort, ohne eine Antwort des Mannes abzuwarten, und indem er sich zur Thüre wendete, „öffnen Sie, ich bitte Sie herzlich darum, ich, Ihr Nachbar, Lohfeld. Ermannen Sie sich —"

Der junge Künstler hielt mitten in seiner Ansprache inne und lauschte.

„Es rührt sich nichts in ihrem Zimmer," fuhr er flüsternd zu den Anderen gewendet fort, „vielleicht ist sie —"

Lohfeld konnte seinen Satz nicht beendigen, denn seine Rede ward plötzlich durch ein leises Wimmern unterbrochen, das vom Zimmer Tinis her nur zu vernehmlich ertönte.

„Was war das?" schrie der junge Mann entsetzt.

Das Wimmern wiederholte sich schwächer und schwächer.

Die Männer draußen vor der Thüre starrten einander an.

Eine grauenvolle Ahnung stieg in Lohfeld empor, seine Zähne begannen wie im Fieber aneinander zu schlagen. Heftig rüttelte er an der Thüre.

„Herr des Himmels!“ stammelte er, „Tini! Tini!“

„Sie hat sich ein Leides angethan!“ rief einer der Polizeidiener. „Da ist keine Zeit zu verlieren, der Schlüssel steckt von innen auf, wir müssen die Thür erbrechen!“

Der Mann, welcher gesprochen hatte, drängte den jungen Künstler ungestüm zur Seite. Der andere Polizist leistete ihm hülfreiche Hand.

Die Thür krachte; eine Minute noch, und sie war aufgesprengt.

Lohfeld aber stieß jetzt in wahnsinniger Hast die Männer zur Seite. Er war der Erste, welcher in das Zimmer stürzte.

Dieses war nur matt durch eine fast völlig herabgebrannte Kerze erhellt, die auf einem kleinen Tische stand.

Lohfelds Blick irrte angsterfüllt durch den halbdüsteren Raum.

Wo war Tini? Er sah sie nicht.

Er machte einen Schritt vorwärts. Da zerbrach ein Gegenstand klirrend unter seinem Fuße.

Der Blick des jungen Mannes glitt unwillkürlich zum Boden nieder.

Der Polizist, welcher Lohfeld zunächst folgte, bückte sich.

„Dort ist ein Glas zerschmettert und eine Flüssigkeit verschüttet!“ sagte er.

Lohfeld zuckte zusammen.

Und nun vernahmen die Männer ein seltsames, unheimliches Geräusch vom Alkoven des Gemaches her, es klang, wie wenn ein menschlicher Körper in heftigen Konvulsionen sich winde.

Ein schwaches Stöhnen folgte diesem Geräusche.

Lohfeld fuhr empor. Zwei Schritte noch und er war beim Alkoven.

Entsetzt taumelte der junge Mann zurück.

Bei dem ungewissen, flackernden Kerzenscheine gewahrte er Tini.

Das Mädchen lag angekleidet auf ihrem Bette.

Ihre schönen, herzgewinnenden, freimüthigen Züge waren entstellt, die Augen hatten einen starren, fast gläsernen Ausdruck, eine furchtbare Todesblässe bedeckte ihr Antlitz.

Der junge Künstler ermannte sich. Mit einem Sprunge war er an dem Bette.

Das Mädchen lag jetzt fast regungslos, ihr Körper zuckte kaum merklich. Aber ein grauenvoller Krampf mußte sie noch soeben gerüttelt haben, sie vermochte kaum zu athmen.

Lohfeld ergriff eine ihrer Hände, die am Bette herabhing. Die Finger waren starr, eisig. Lohfeld fühlte sich von einem Schauer überrieselt.

„Jesus, Maria!“ schrie er. „Was haben Sie gethan, Tini?“

Das Mädchen richtete einen herzzerschneidenden Blick auf den jungen Mann. Ihre Augen hatten jetzt den starren Ausdruck verloren, ein tiefer Schmerz und zugleich eine wehmuthsvolle Innigkeit zuckten daraus empor. „Armer Lohfeld — arme Tini —!“ stammelte sie.

„Was haben Sie gethan?“ wiederholte Lohfeld verzweiflungsvoll.

„Ich — habe mich — vergiftet!“ hauchte das sterbende Mädchen.

„Gerechter Gott — einen Arzt —! Fort — fort fort — Hilfe —!“ schrie der junge Mann, indem er die Hand des Mädchens fahren ließ und sich an die Männer wendete, die ihm bis zum Eingange des Alkovens gefolgt waren.

Einer der Polizisten entfernte sich schleunig.

Erschüttert wendete sich Lohfeld der Unglücklichen zu.

Er wollte reden, Tini bewegte die bleichen Lippen.

„Zu spät —!“ hauchte sie. „Ich fühle — den Tod nahen. Und ich — begehre keine Hilfe — Gott möge mir meine Sünde vergeben! Lohfeld — ich weiß — Sie lieben mich — Sie wissen —, daß ich — schuldlos bin — sagen Sie jenen Männern — ich habe erwartet, daß

sie kommen werden — und lieber den Tod gewählt, als — Gott — ist barmherzig —!“

Die letzten Worte verloren sich in ein leises Röcheln.

Ein Aufschrei noch, ein krampfhaftes Zucken, und — Tini war eine Leiche.

Lohfeld sank am Bette nieder.

Er betete, und schluchzte dabei wie ein Kind.

Schluss-Capitel.

Seit jenen Ereignissen, die den Stoff dieser Erzählung bildeten, ist kaum ein Jahr vergangen. Dennoch können wir über die Personen des Dramas, das wir unseren Lesern vorführten, wie wir glauben, genügende Auskunft geben.

Klara Günther ward ihrer Missethat vollständig überführt. Der Untersuchungsrichter hatte dabei diesmal eine ziemlich leichte Aufgabe, denn Alois, der Bruder Klaras, gab unumwunden alle jene Erklärungen ab, welche hinreichten, den Thatbestand festzustellen. Und hiebei leitete Alois die Rache, nachdem er gleich zu Anfang der Verhöre in Erfahrung gebracht, daß seine Schwester hatte abreisen wollen, bevor sie ihn gesehen,

daß sie somit die Absicht gehegt, den Bruder seinem Schicksale zu überlassen, ungeachtet sie wußte, welches Los ihn und seine Gefährten treffen mußte, wenn sie ihnen die für ihre Verhältnisse geringe Summe vorenthielt.

Am Tage der Schlußverhandlung war der Zudrang des Publikums zum Gerichtssaale ein erstaunlicher. Mit fieberhafter Spannung sah man dem Augenblicke entgegen, wo Klara erscheinen mußte. Endlich ward sie in den Saal geführt. Sie war bleich, aber ihre Miene verrieth weder Reue noch Scham. Sie wechselte mit ihrem Bruder, der aus der Untersuchungshaft herbeigebracht war, um als Zeuge zu dienen, einen flammenden Blick des Hasses, wie ihn nur Diejenigen zu schleudern vermögen, welche im Verbrechen aufgewachsen sind. Klara und Alois, sie waren in der That einander würdige Geschwister!

Auch der alte Stenzinger war da, auf Franz gestützt. Die versammelte Menge blickte mit verdoppelter Theilnahme auf das Paar, denn längst waren die rührenden Schicksale der kleinen Familie in der Stadt von Mund zu Mund gegangen, und die Kenntniß von der an das Wunderbare grenzenden Art der Entdeckung des Verbrechens ließ den alten Mann als ein geheiligtes Werkzeug der Vorsehung erscheinen.

Frühdorf war ebenfalls da. Er hatte fast immer den Blick zu Boden gesenkt, für ihn schien Klara nicht

im Saale zu sein, während das Mädchen dreist zu ihm hinüberblickte.

Er war an jenem Tage, als er so hastig vor Stenzinger und Franz die Wohnung Klaras verlassen hatte, zu der dem Wellentode kaum erst entrissenen Kathi geeilt. Reumüthig und tief zerknirscht hatte er ihre Vergebung erfleht und diese erhalten. Aber mehr als eine Woche war vergangen, bis es ihm vergönnt ward, in die alten früheren Rechte einzutreten. Man wird begreifen, wie qualvoll es für ihn sein mußte, unter solchen Umständen im Gerichtssaale zu erscheinen.

Lohfeld aber, der an seiner Seite saß, blickte fest und männlich umher, wenngleich sein Antlitz tiefen Schmerz ausdrückte. Er glich einem kühnen todesmuthigen Streiter, — in dieser Verhandlung galt es der Ehre seines Freundes Paul, in einer demnächst stattfindenden, welche die beiden Gauner und ihre Schurkereien betraf, sollte es der Ehre Tinis gelten.

Die Schlußverhandlung war äußerst interessant. Mit heftiger Aufregung erwartete man den Urtheilsspruch. Nur Klara war ruhig.

Und als ihr der Spruch verkündet ward, der auf eine schwere Kerkerstrafe lautete, da hörte sie ihn kalt an, die Lippen zusammengepreßt, und indem sie einen verächtlichen Blick über die Menge hinblitzen ließ, die ihren Jubel nicht zu dämpfen vermochte. Die Berechnungen der Sünderin waren vernichtet, was kümmerte sie jetzt das Uebrige?

Und als sie nun aus dem Saale fortgeführt ward, da schauerte Frühdorf zusammen.

Er preßte die Hand Lohfelds und murmelte erschüttert: „O mein Gott, ich stand an einem entsetzlichen Abgrunde!“

Nach wenigen Tagen fand die Schlußverhandlung gegen Alois Günther und den falschen Baron Rost statt. Letzterer rechtfertigte selbst das Andenken Tinis, als deren Vertheidiger Lohfeld mit glühendem Eifer auftrat. Die Gauner wurden zum Zuchthause verurtheilt.

Zwischen Kathi und Frühdorf ist Alles ausgeglichen, er hat bewiesen, daß die bittere Erfahrung seinen Geist und sein Herz geläutert haben. Er ist der Gatte der wackeren Kathi, die nun auch wieder die „schöne“ heißen kann, denn ihr Aussehen ist jugendlichfrisch und blühend. Die jungen Leute haben vor einigen Monaten geheiratet und sind nicht in's Ausland gegangen.

Der alte Stenzinger nimmt sich jetzt wieder eifrig des Geschäftes seines Sohnes an, denn er kann ja nun mit den Gästen nach Herzenslust verkehren. Er freut sich über das Glück seiner Kinder, hat aber dem künftigen Schwiegersohne noch nicht ganz vergeben. Vielleicht bringt das einmal ein kleiner Enkel in Ordnung!

Hermann Lohfeld ist vor Kurzem nach Italien gegangen, nachdem er für die kleine Lenerl, das Kind seines unglücklichen Freundes Paul, in edelmüthiger Weise gesorgt hat. Im Lande der schönen Künste hofft er seinen Kummer zu vergessen. Wird er das? Er hat das

Bild der armen Tini in seinem Herzen mit sich fortgenommen.

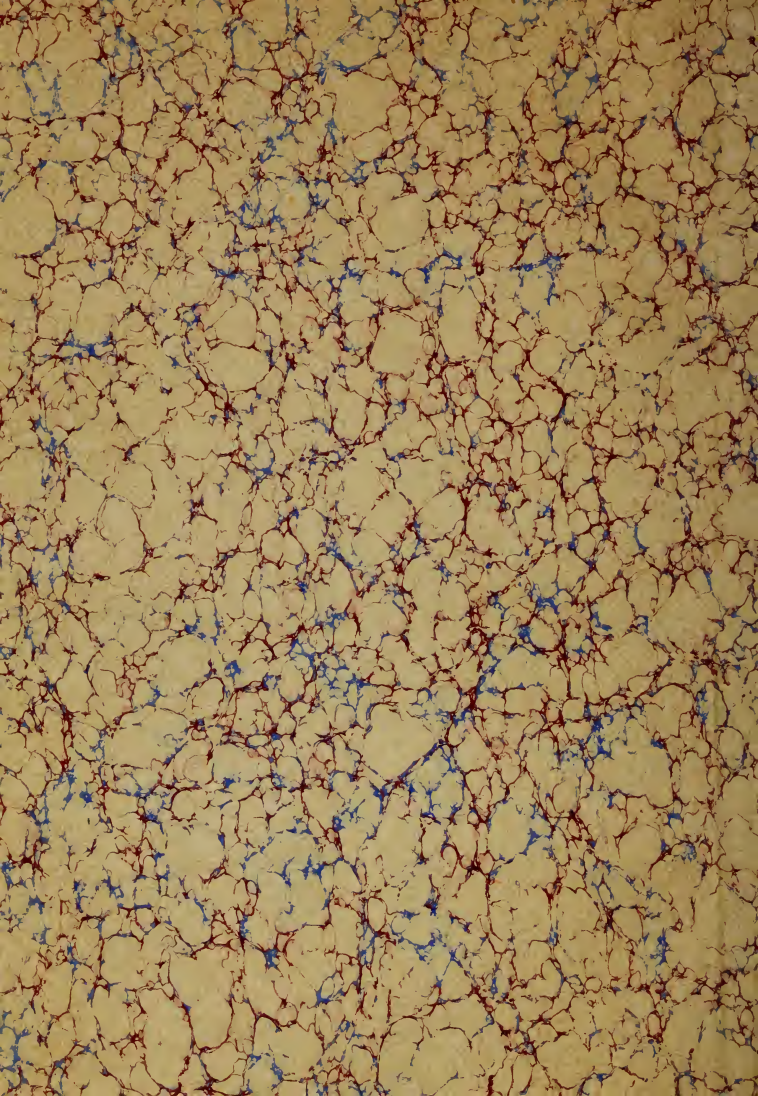
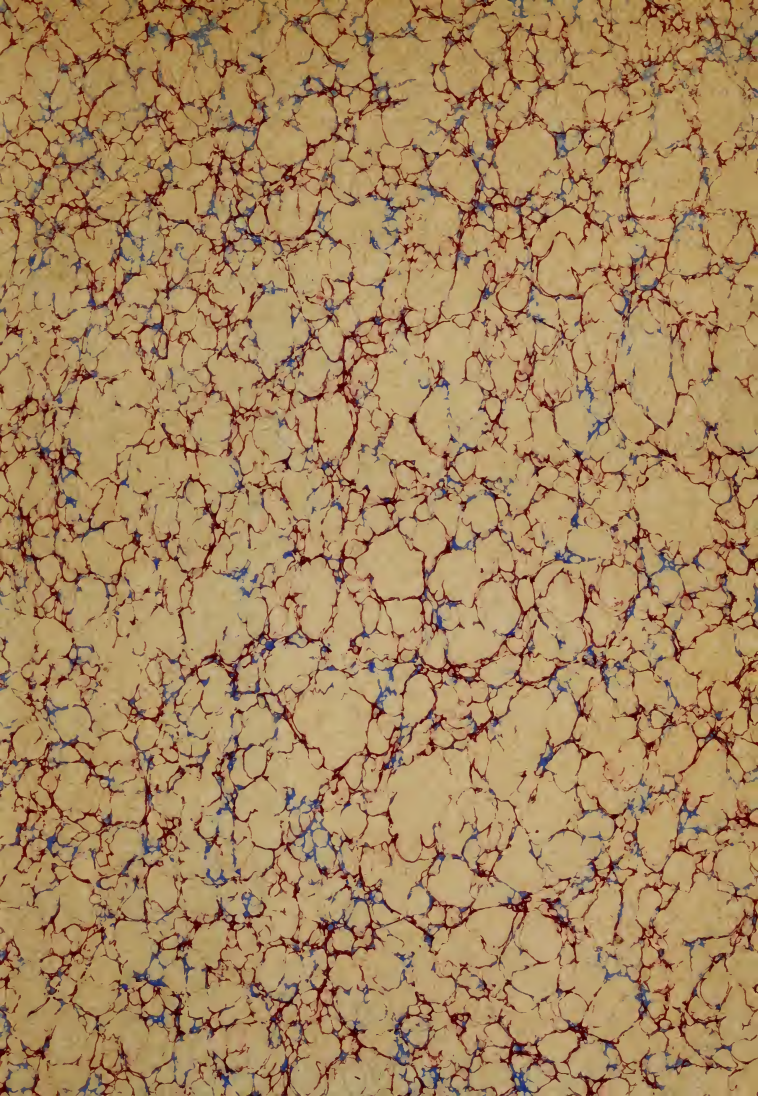
Und diese? Man ist milde mit ihr verfahren, — sie ruht in geweihter Erde.

Theilnehmende Herzen sind gekommen und haben ihr Grab geschmückt.

Vielleicht ist sie jetzt schon von denen vergessen, welche sich auf Bällen an ihrer tollen Ausgelassenheit ergötzt haben.

Wird aber der nächste Fasching kommen, dann heißt es ohne Zweifel: So Eine gibt es doch nimmer, wie die kleine, reizende, blonde Hexe gewesen ist, die fesche Debardeur-Tini!

Ende.

Druck von Heinrich Spitzer.

47.384